

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Exportkredite werden noch verabschiedet.

Spiritusmischung wird lediglich vorgelegt.

Prag, 9. Juli. Der heutige Ministerrat hat nach vielstündiger Dauer hinsichtlich der noch im letzten Moment so scharf umstrittenen Exportkreditvorlage eine Verständigung gebracht: Die Agrarier geben ihren Widerstand gegen die sofortige Verabschiedung der Vorlage auf und begnügen sich damit, daß die Vorlage über die Spiritusmischung von Spiritus zu dem als Motorbrennstoff verwendeten Benzin, deren Verabschiedung vor den Ferien sie noch unbedingt erzielen wollten, im Abgeordnetenhaus lediglich eingebracht, aber nicht mehr meritorisch verhandelt wird. Die Vorlage wird auch im Herbst wohl erst zusammen mit der endgültigen Regelung der Spirituswirtschaft verabschiedet werden können.

Außer den bereits im Anschluß an den Exportkredit vorgenommenen Änderungen soll die Vorlage noch auf ein Jahr beschränkt und die Höchstgrenze der Garantie entsprechend von 1500 auf 500 Millionen Kronen herabgesetzt werden.

Das Abgeordnetenhaus wird also nur noch morgen und höchstens noch Samstag tagen, um die Exportkredite zu verabschieden. Die Spiritusmischungsvorlage wird jedenfalls schon morgen aufgelegt werden.

Weiters hat sich der Ministerrat heute auch mit den Anträgen des Finanzministers auf Sparmaßnahmen im heurigen Budget und auf Restriktionen des Budgets für 1932 befaßt. Bezüglich der Sparmaßnahmen im laufenden Budget wurde bereits eine Einigung erzielt; die vom Finanzminister ursprünglich geforderte Einsparung von 200 Millionen wurde bis auf etwa 15 Millionen erreicht. Ueber die endgültigen Budgetziffern für 1932 werden die abschließenden Verhandlungen erst noch morgen stattfinden.

Immunitätsauschuß beantragt die Auslieferung Strábrny's.

Prag, 9. Juli. Der Immunitätsauschuß des Abgeordnetenhauses befaßt sich heute mit dem Auslieferungsgesuchen des Prager Archidiakons gegen den Abgeordneten Strábrny wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, Fälschens und falscher Zeugenaussage. Das Referat erstattete der tschechische Genosse Dr. Markovitz, worauf einstimmig beschlossen wurde, dem Plenum des Hauses die Zustimmung zu dem Auslieferungsgesuchen vorzuschlagen.

Vorher hatte lediglich der Deutschnationale Dr. Haffold in einer etwas konfuse Rede die Auslieferung als einen unwürdigen politischen Schachzug hinzustellen versucht, doch entfernte er sich vor der Abstimmung aus dem Saal.

Der Zusammenbruch des Lahnkonzerns.

Wertwürdige Zurückhaltung des Staatsanwaltes.

Bremen, 9. Juli. In der Meldung eines Berliner Blattes, daß die Bremer Staatsanwaltschaft das gesamte Vermögen des Norddeutschen Lloydkonzerns und Vermögensverwaltung in Bremen beschlagnahmt habe und daß der Erfolg eines Haftbefehls gegen die drei Brüder Lahnzeitung, wird von der Staatsanwaltschaft der „Wahrheit“ mitgeteilt, daß diese Meldung nicht den Tatsachen entspricht. Was die Einleitung eines freizeidlichen Ermittlungsverfahrens anlangt, so sei ein solches ohne weiteres anhängig, sobald von irgendeiner Seite Anzeige erstattet werde. Ferner verlautet, daß die Brüder Lahnzeitung, um den Fortwirl zu begünstigen, als ob von ihrer Seite Verbindungsgefahre bestünde, ihre Auslandspässe zur Verfügung gestellt und sich verpflichtet haben, ihrerseits sich zur Verfügung der Staatsanwaltschaft zu stellen.

Dieses Verhalten der Staatsanwaltschaft gegen die Personen, die in der Hauptsache für den Zusammenbruch des Norddeutschen Lloydkonzerns verantwortlich sind, ist außerordentlich merkwürdig, da bereits bekannt ist, daß bei dem Konzern falsche Buchungen und Bilanzverschönerungen vorgenommen worden sind. Trotzdem findet die Staatsanwaltschaft keine Veranlassung, die Staatsanwaltschaft auch gegen die Brüder Lahnzeitung anzuwenden.

Pariser Reise — Ende Juli.

Paris, 9. Juli. Zu dem gestrigen Besuch des deutschen Botschafters von Hoeßli, beim Ministerpräsidenten Laval berichteten die heutigen Blätter, daß es sich hierbei nicht um eine bloße Aussprache, sondern um eine bedeutsame Demarche handelte. Der deutsche Botschafter habe einerseits der französischen Regierung die Befriedigung der deutschen Regierung über das zustandgekommene französisch-amerikanische Einvernehmen hinsichtlich des Koratoriums für Deutschland zum Ausdruck gebracht und andererseits dem Ministerpräsidenten Laval einen Auszug aus der vom Reichskanzler Dr. Brüning am 2. Juli gehaltenen Rundfunkrede überreicht, in

dem die deutsche Regierung erklärt, daß sie die durch das Hooverische Koratorium freiverwendenden Beträge ausschließlich zu wirtschaftlichen Zwecken verwenden werde. Schließlich soll der deutsche Botschafter von Hoeßli mitgeteilt haben, daß Reichskanzler Dr. Brüning und Reichsaussenminister Dr. Curtius sich gezwungen sehen, mit Rücksicht auf den Besuch der englischen Minister und des Staatssekretärs Stimson bis 25. Juli in Berlin zu bleiben. Die Vertreter der deutschen Regierung werden gleich im Anschluß daran, d. i. entweder in den letzten Julitagen oder zu Beginn des Monats August, im Stande sein, die Reise nach Paris anzutreten.

Englischer Rat an Brüning.

London, 9. Juli. Im Zusammenhang mit der Durchführung des Hooverischen Planes schreibt heute „Daily Herald“ in einem bemerkenswerten Leitartikel u. a.:

Kein Engländer habe auch nur für den Augenblick daran gedacht, von Deutschland einen politischen Preis für den ihm gewährten Beistand zu verlangen. Immerhin ist es wahr, daß die Welt Deutschland zu Hilfe gekommen ist und ebenso wahr ist es, daß es Deutschland — wenn es will — in seiner Macht hat, der Welt während der nächsten zwölf Monate wesentlich zu helfen. So z. B. könnte Deutschland keinen roheren Beitrag zur Abrüstungsfrage geben, als eine spontane Mitteilung der deutschen Regierung, daß angesichts der finanziellen Lage alle Arbeiten an den neuen Schlachtschiffen bis nach der internationalen Abrüstungskonferenz aufgeschoben werden sollen. Ein weiterer wesentlicher Beitrag wäre eine Zustimmung der Berliner Regierung, daß die Zollunion nicht sofort, sondern im Einvernehmen mit den übrigen europäischen Staaten und in Verbindung mit der ganzen Frage des europäischen Wiederaufbaues erwogen werden wird.

London, 9. Juli. Ebenso wie „Daily Herald“ legen auch „Manchester Guardian“ und „Times“ heute Deutschland Zugeständnisse als Beitrag zu dem allgemeinen Ansporn unter dem Hooverplan nahe. „Manchester Guardian“ empfiehlt Deutschland während des Festsjahres die Einlegung eines „Flottenjahres“, eine Geste, die in Amerika willkommen geheißen, in Frankreich anerkannt würde, die das französische Schiffbauprogramm beeinflussen und die französisch-italienische Rivalität verringern könnte. In der „Times“ wird außer diesem ähnlich begründeten Vorschlag der Ausschub des

Prozesses wirtschaftlicher Assimilierung mit Oesterreich angeregt.

Verstimmung in Berlin.

Berlin, 9. Juli. Die Artikel der „Times“, des „Daily Telegraph“ und des „Manchester Guardian“, in denen Deutschland aufgefordert wird, eine entgegenkommende Geste zu unternehmen und zur Konsolidierung Europas dadurch beizutragen, daß es auf den Weiterbau der „Kriegs-Lothringen“ verzichtet, haben in Berlin ziemlich Verstimmung hervorgerufen, wenn man sich auch darüber klar ist, daß es sich bei den Ausführungen dieser Blätter um keine offiziellen Anregungen handelt. Man muß darauf hinweisen, daß die Begründung, Deutschland solle zur Konsolidierung Europas beitragen, insofern ganz abwegig ist, als Deutschland ja nicht durch eigene Schuld in die Krise hineingeraten ist, sondern daß den größten Teil der Verantwortung dafür die anderen Mächte tragen, die durch unvernünftige Verträge und unversöhnliche Haltung Deutschland, Europa und die ganze Welt in eine solche Lage gebracht haben. Man muß weiter das geradezu absurde Verhältnis zwischen den Forderungen der alliierten Mächte und dem jetzigen Deutschland unterstreichen, dem der Versailler Vertrag nur ganz unzulängliche, überalterte Schiffe gelassen hat. Ueberdies würde die Einstellung des Baues des Panzerschiffes, der sich über mehrere Jahre erstreckt, zu den schwerwiegendsten wirtschaftlichen Folgen führen. Gegenüber der weiteren Forderung englischer Blätter, Deutschland solle doch in der Frage der Zollunion mit Oesterreich nachgeben, kann man nur auf die demnächst stattfindenden Verhandlungen vor dem Saager Gerichtshof verweisen.

Der Reichsbankpräsident in London und Paris.

London, 9. Juli. (Neuer). Man nimmt an, daß der Reichsbankpräsident Dr. Luther, der mit Flugzeug heute mittag hier eintraf, über eine große Anleihe für Deutschland verhandeln wird.

London, 9. Juli. Die Londoner City verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Schritte des Reichsbankpräsidenten Dr. Luther, die indessen vorläufig noch mit unbedeutendem Schleier umgeben sind. Auch seiner Ankunft in Crohdon soll Luther sich nach kurzem Besuch auf der deutschen Botschaft zur Bank von England zu einer Besprechung mit deren Gouverneur Montagu Norman begeben haben. Gerücheweise verlautet, daß die englischen Privatbanken ihre Bereitwilligkeit zum Ausdruck gebracht haben, an der Gewährung eines Kreditkontos weitgehend teilzunehmen unter der Bedingung, daß die Bank von England die Führung in dem zu diesem Behufe zu gründenden Konsortium übernimmt. Die Besprechun-

gen mit dem Gouverneur der Bank von England scheinen zur Zeit noch nicht abgeschlossen worden zu sein, denn Dr. Luther ist im Laufe des Nachmittags in Begleitung von Norman, der sich nach Brüssel zur Sitzung des Verwaltungsrates der V.B. begibt, per Bahn nach Paris abgereist.

In hiesigen Kreisen ist man geneigt, die Bemühungen Dr. Luthers, einen Kredit für die Reichsbank abzuwickeln, als ein Hauptmoment anzusehen, geht doch daraus ebenso wie aus der Ausfallbürgschaft der deutschen Industrie erneut das ernste Bestreben des Reiches hervor, die Finanzen unter allen Umständen auf eine gesunde Basis zu stellen. Die Börse, die in den Vormittagsstunden eine schwächere Tendenz gezeigt hatte, reagierte auf die Nachricht von Dr. Luthers Besuch durch ein leichtes Anziehen der Kurse. Allerdings verhinderte die noch immer herrschende Unsicherheit das Aufkommen eines größeren Kaufinteresses.

Weitere Kredite an Deutschland.

Eine Milliarde Mark auf sechs Monate. — Kreditrestriktionen der Reichsbank.

Berlin, 9. Juli. (Eigenbericht.) Reichsbankpräsident Luther hat in London das Zugeständnis erreicht, daß der bereits bestehende, bis 16. Juli gewährte Kredit der ausländischen Notenbanken im Betrag von 420 Millionen Mark auf eine Milliarde Mark erhöht und der Gesamtbetrag erst nach sechs Monaten fällig werden soll. Damit ist wohl die Notwendigkeit bei der Reichsbank gesichert, aber die schwere Krise in der privatwirtschaftlichen Kapitalversorgung nicht beseitigt.

Die Reichsbank will jetzt eine schnelle Verringerung der in Deutschland lagernden Warenvorräte erzwingen, um die Rückzahlung des Kredits nach sechs Monaten aus den Devisenerlösen der Privatwirtschaft zu ermöglichen. In den letzten drei Tagen ist bereits ein Teil der bei der Reichsbank zum Diskont eingereichten Wechsel zurückgewiesen worden.

Verbrenne, was du angebetet hast!

Stalin: Zurück zu kapitalistischen Methoden!

„Sicht man die Rede jetzt im Wortlaut, so tritt die antikommunistische oder besser antiproletarische Note der Erklärungen noch stärker hervor. An der kommunistisch-proletarischen Parteibühne hält Stalin keineswegs die Hand; das ist er sich und seinen Leuten schuldig. Aber die Haltung ist nur die Fassade, hinter der die neuen Wirtschaftsmethoden durchgeführt werden sollen. Der kommunistische Grundsatz: Arbeiter ist Arbeiter, wird völlig preisgegeben.“
„Berliner Börsen-Courier.“

So beurteilt ein hochkapitalistisches Blatt den Inhalt der Rede, welche Stalin — wir haben sie bereits kurz wiedergegeben — vor einigen Tagen auf der Konferenz der Wirtschaftler Sowjetrußlands gehalten hat und man wird zugeben müssen, daß das Urteil ebenso richtig wie die Freude der Kapitalisten an dieser Rede berechtigt ist. Seit der Umkehr der russischen Wirtschaftspolitik unter Lenin im Jahre 1921, die damals zur Einführung des New-Kurses (der neuen ökonomischen Politik) geführt hat, ist in den Methoden des Rätestaates kein so radikaler Umsturz erfolgt, wie er in den Ausführungen Stalins angefündigt wird. Der Sinn dieser Rede wird am besten mit Stalins eigenen Worten gekennzeichnet: „Wir müssen vieles verbrennen, was wir bisher angebetet und manches anbeten, was wir bisher verbrannt haben!“ Und was ist es, das zu verbrennen Stalin für notwendig hält? Nicht mehr und nicht weniger, als das, was von den kommunistischen Agitatoren und naiven Rußlandfahrern zahllosmal als höchste kommunistische Errungenschaft, als Beweis des sozialistischen Aufbaues Sowjetrußlands, als Keime und Anfänge des Kommunismus, ausgerufen und gefeiert wurde. Mit einem Wort gesagt: Stalin verbrennt kommunistische Ideale und er verbrennt sie auf dem Altar des Kapitalismus!

Verbrennen wir, was wir angebetet haben! Eigentlich war dies bisher die einzige Parole, die von den Bolschewiken dauernd befolgt wurde. Noch immer war es so: es wurde ein Kurs festgelegt und eine Zeitlang galt er als der allein Richtige und Seligmachende, dann wurde das Steuerrad plötzlich wieder um hundertachtzig Grade herumgeworfen und gerade in der entgegengesetzten Richtung gehalten. Genau wie vorher aber war es der einzig Richtige, der wahre leninistische Kurs. Für all die unzähligen Kursänderungen in der Agitation der Kommunisten (sowohl wie in der Wirtschaftspolitik Rußlands) wurden immer Lenin und Marx als Schwurzeugen zitiert, jedesmal mit dem gleichen Rechte. So verabsäumt Stalin denn auch jetzt nicht, die von ihm angefündigte und anbefohlene Umkehr als die allein heilbringende kommunistische Linie zu bezeichnen. Eine Linie, die in den Kommunismus hineinführt, ist es allerdings nicht. Das gerade Gegenteil.

Veten wir an, was wir bisher verbrannt haben! Die Kapitalisten jubeln, denn sie werden sich mit Recht auf Stalin berufen können. Wie hat die kommunistische Agitation bisher immer den Mund vollgenommen, wenn von dem „neuen Geist“ in Sowjetrußland die Rede war, von der Begeisterung, mit der die Arbeiter freudig an den „revolutionären Wettbewerben“ beteiligten, das ist an den angeblich freiwilligen Arbeitsmehreleistungen, die im Rahmen der Erfüllung des Fünfjahresplanes von ihnen verlangt wurden! Was Stalin gesagt hat, das verrät alles eher als große Begeisterung der russischen Arbeiter für diese „revolutionären Wettbewerbe“. Der Gleichmachung des Arbeitslohnes qualifizierter und unqualifizierter Arbeit müsse entschieden ein Ende gemacht werden, so verkündet er nun auf einmal und er diktiert damit eine

vollständige und grundsätzliche Umgestaltung der Lohnpolitik der Sowjetunion. Stets wollten doch die Kommunisten einen Anstieg zum Kommunismus darin erblicken, daß große Einkommensunterschiede nicht zugelassen wurden. Die Kollektivierung wurde freilich nicht auf gehobenen Lebensverhältnissen der Arbeiter durchgeführt, sondern auf der Grundlage des allgemeinen Elends, aber immerhin, von einer Art Gleichmachung konnte schon gesprochen werden. Das heißt, gewisse Lohnunterschiede und Unterschiede in den Einkommensverhältnissen gab es jetzt auch. So berichtet Herbert Weichmann in einem jüdischen erscheinenden Buche „Alltag in Sowjetrußland“, daß für den ungelerneten Arbeiter die offizielle Statistik als Durchschnittseinkommen 70 Rubel im Monat angibt und in Wirklichkeit steigen die Löhne bei Männern meist nicht über 50 Rubel hinaus, so es gibt u. a. Zigarettenarbeiterinnen in einer gutgehenden Fabrik für Exportzigaretten, die nur Löhne von 20 Rubel im Monat erhalten. Daneben gibt es schon jetzt qualifizierte Arbeiter, die 120 bis 300 Rubel erhalten und Spezialgelehrte wie auch wissenschaftliche Kapazitäten erhalten 500 bis 600 Rubel ausbezahlt. Man konnte also schon bisher von Unterschieden sprechen, doch war eine gewisse Lohnkollierung wahrzunehmen oder wenigstens ein Streben nach ihr. Es bedeutet nun ein vollständiges Zurückweichen vor den kommunistischen Grundfäden in der Lohnfrage, wenn Stalin dieser „Gleichmachung“ ein Ende bereiten will. Und wenn er eine Vergrößerung des Unterschiedes in der Bezahlung unqualifizierter und qualifizierter Arbeiter anstrebt, weiß die ersteren dadurch „zum Sinaustreben in die Reihen der Qualifizierten angejournet“ werden, so ist dies das Eingeständnis, daß die Begeisterung der Arbeiter nicht vorhanden ist und daß sie mit kapitalistischen Methoden geschützt werden muß, was zugleich eine Kompromittierung des Sozialismus überhaupt bedeutet. Es stellt sich nun heraus, daß alle Mache, alle Propaganda und auch der bloße Wille sowie technische Konstruktionen allein nicht genügen, um den Sozialismus zu verwirklichen, wie sich die Kommunisten einbilden.

Was will Stalin noch verbrennen? Es ist manderlei und alles war bislang kommunistisches Jdöl. Vor allem die gerühmte Fünftagewoche. Sie soll verbrannt werden und statt ihr wieder die sechstägige Arbeitswoche eingeführt werden! Wie werden die kommunistischen Agenten, die jahrelang bei uns kolossales Aufhebens mit diesem Produkt bolschewistischer Experimentierkunst gemacht haben, diesen Rückzug begründen? Gestern war es noch die Quinzenz, Stalinscher Weisheit und Arbeiterfürsorge, morgen wird es die Wiedereinführung des gemeinsamen Sonntags und die Sechstage-Arbeitswoche sein! Doch Stalin revidiert noch mehr: in den Betrieben müsse eine energische Senkung der Selbstkosten vorgenommen werden! Wie wird uns denn? Genau so sprechen unsere Unternehmer und sie versprechen darunter nichts anderes, als Senkung des Lohnes. Da nun gleichzeitig eine Differenzierung der Löhne

erfolgen soll, so kann man sich vorstellen, daß dies nicht eine Differenzierung nach oben, sondern eine nach unten wird. Schließlich fordert Stalin, daß künftig nur ein Direktor in den industriellen Werken des Sowjetstaates entscheide, auch sollen Konzerne, von denen manche weit über hundert Betriebe umfassen, zur Einzelverwaltung übergehen.

Kurz gesagt, es wird alles verbrannt, was bisher einigermaßen nach Kommunismus ausgesehen hat! Und angebetet wird werden, was man früher auf dem kommunistischen Scheiterhaufen verlodern ließ: die kapitalistische Form der Wirtschaft, die kapitalistische

Lohnpolitik. Stalin gesteht ein, daß es auf dem bisherigen Wege und mit den bisherigen Methoden nicht geht, daß die Entwicklung nicht durch künstliche Mittel erreicht werden kann, und daß der Bolschewismus unfähig ist, den Kapitalismus zu überwinden. Die Rede des sowjetrussischen Obergewaltigen ist der Zusammenbruch der kommunistischen Hoffnungen. Tieftraurig, daß, um zu diesem Ziele zu kommen, die russische Arbeiterschaft über ein Jahrzehnt die bolschewistischen Experimente an ihrem Leibe ertragen mußte und daß Millionen Arbeiter im weislichen Europa mit dem bolschewistischen Phantom genasführt werden konnten!

Der unerträgliche Gegensatz.

Zunmer wieder, wie es in einem proletarischen Blatt nicht anders sein kann, zeigen wir Armut und Elend der Massen auf. Und wenn, wie im vergangenen Winter (leider höchstwahrscheinlich noch mehr im kommenden!) durch eine Erschütterung der kapitalistischen Wirtschaft, durch die Steigerung ihres Normalstands zum Heberhaus, Arbeitslosigkeit und Hunger, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung tausendfach aufschwollen, dann lassen wir gesammelte Bilder des Notstands an uns vorüberziehen, zeigen dem Arbeiter und dem Arbeitslosen, wie sein persönliches Schicksal das Schicksal seiner Klasse ist, erklären immer von neuem die Abhängigkeit dieser Erscheinungen einer umsturzreifen Welt, sanft machen die proletarischen Gesamtkräfte noch mehr zum Widerstand, zum Kampf gegen ein gottverdammtes System. (Gottverdammt! Dies Wort steht hier bewusst, im Widerspruch der Wahrheit gegen die Lüge von der gottgewollten Gesellschaftsordnung.)

Aber so wie die grenzenlose Armut der Millionen nur möglich ist, weil zehntausende Käufer die wirtschaftliche Weltmacht in Händen halten und ihr Genießerleben auf dem leidlichen und seelischen Unglück der Massen aufbauen, so entspringt deren Empörung und Erbitterung nicht nur dem eigenen Elend, sondern auch dem Bewußtsein des zunehmenden Gegensatzes zwischen ihrer Not und dem Wohlleben der anderen.

Wie wohl aber diese anderen leben, das ahnen wir mehr, als wir es wissen: nur verhältnismäßig selten bietet sich dem Proletarier ausreichender Blick in das Luxusleben, das nicht etwa nur eine Handvoll Millionäre, sondern, hier im Lande, unter unseren Augen, angehäuft des grausamen Teufels der Massen-Lebenshaltung, zehntausende führen. Wir haben, trotz der prunkvollen Willen, die sich unseren Augen darbieten, trotz der fabelhaften Autos, die wir durch die Straßen flitzen sehen, trotz unserer Kenntnis von den richtigen Profiteuren der Unternehmer, der Großagrarien, der Großkaufleute, keine zureichende Vorstellung von der Leppigkeit, der Verschwendung, der Sonveränität über alle möglichen und unmöglichen Genüsse, wie sie im Hause der Reichen vorhanden sind. Und es wäre darum nützlich und notwendig, die soziale Reportage nicht nur in den Vorstandsgebieten der Arbeiter, nicht nur in ihren Behauptungen, nicht nur bei ihrem Gedäpfele, bei Lebensmittelforten, in ihren Nachschüssen und Wärmestuben auszubreiten, sondern soziale Reportage auch über das Leben der Bourgeoisie zu leisten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Proletarier, schreibende oder nichtschreibende, fast nie

mit dem Leben der Bourgeoisie wirklich in Berührung kommen. Wenn es aber einmal geschieht, dann ist es gewöhnlich, trotz aller Erkenntnis, erschreckend, wie sehr unerträglich in der Praxis der Gegensatz zwischen der Armut, aus der man kommt, und dem Luxus, der sich da entrollt, aufsteht.

Als Beispiel muß hier ein zufälliges persönliches Erlebnis dienen.

Im Schnellzug Karlsbad-Prag sitzen eine Dame und ein Herr einander gegenüber und kommen ins Gespräch über Eindrücke und Begehrheiten während der „Kur“. Fast wider Willen wird das Ohr des Nachbarn wach, da ununterbrochen von Einkäufen, großen Geldausgaben und kostspieligen Vergnügungen gesprochen wird. Dann aber kann es sich kaum mehr wegwenden, denn mit steigendem Staunen, mit wachsender Erbitterung und schließlich mit aller Ehrlichkeit des Klassenhasses hört man, wie sehr Luxus und Verschwendung, immense Geldausgaben für Tugend Dinge bei diesen zweien von vielen Selbstverständlichkeiten ist und wie sie einander, — ohne im geringsten den Eindruck etwa von Aufschneidern oder Emporkömmlingen zu machen, — von ihren Einkäufen und Ausgaben erzählen. Vor allem sind sie sich darüber einig, wie beispiellos billig man jetzt, in der Krise, in Karlsbad einkauft. Ihr neuer entzückender Schrankkoffer hat nur eifundig Kronen gekostet, er hat für ein Bierleduhend Kravatten nur hundertfünfzig Kronen gezahlt. Aber das sind Kleinigkeiten. Haben Sie, gnädige Frau, den herrlichen Dreifschwanzmantel gesehen, der in dem Geschäft auf der Alen Wiese ausgestellt war? Ich habe ihn meiner Frau mitgebracht — für 25.000 Kronen.“ Und dann reden sie vom Bridge-Spiel, ohne das ein richtiger Bourgeois 1931 keinen Tag verstreichen läßt. Sie hat ihren Satten zum Geburtstag einen Spieltisch gekauft, der alles Raffinement aufweisen soll. Beim Kennen war sie natürlich auch. Am letzten Sonntag oder Montag sollen dort Millionen „verdient“ worden sein. Im „Bupp“ oder „Imperial“, heißt es dann wieder, wohnt jetzt eine junge Amerikanerin schon drei Monate und denkt nicht daran, zu ihren Eltern zurückzukehren, weil sie sich in einen Eintürer vergafft hat, dem sie für seine „Niede“ täglich einen Tausender gibt. Und dann kehrt das Gespräch wieder zu den Einkäufen zu. Die gnädige Frau hat in einer Auslage — sie ist Sammlerin — ein reizendes antikes Glaschen gesehen, sechshundert Kronen. Sie wird sich es noch überlegen. Im Herbst bekommt man dann die Sachen, die von den Filialen nach Prag zurückkommen, doch noch billiger. Sie wird dann von den Geschäftsleuten immer angerufen und aufmerksam gemacht. Er auch, Beide freuen sich übrigens schon auf das Wiedersehen mit ihren

Banden. Sie hat deren zwei, und einer hat ein wichtiges, orientisches Beist.

So geht das fort, zwei Stunden lang, unterbrochen höchstens, wenn der Herr, ein etwa Dreißigjähriger, in einer Station eine Limonade kauft. Eigentlich hat er keinen Durst, aber er fühlt sich, so sagt er, verpflichtet, den Getränke-träger eine Krone verdienen zu lassen.

Der Nachbar hört das alles. Am liebsten möchte er den beiden mit den Häuteln ins Gesicht lachen. Oder möchte sie wenigstens mit der leisen Frage aufstören, ob sie wüßten, daß hier im Lande, in dem sie und ihregleichen im Wohlleben ertrinken, zehntausende hungern. Aber was hülf das schon! Was hülf es, wenn er seine sozialdemokratische Zeitung aus der Affensacke nähme und den beiden „Traurige Bilder aus Deutschhöhen“ zeigte? Da hieß es am selben Tage aus dem Adlergebirge: „Die Bevölkerung hungert, sie hat keinerlei Möglichkeit, das zum Leben unbedingt Notwendige zu erwerben. Statt der schon von allen Seiten versprochenen Hüfe aber sendet man auch noch den Kerntzen der Armen den Exekutor ins Haus und läßt ihnen die letzte Hige aufschreiben.“ Was schert die beiden die letzte Hige? Wenn nur ihren Lurushändchen nichts geschieht! Was ficht es sie an, daß im Tachauer Bezirk die Gemeindeväter von den hungernden Arbeitslosen umlagert werden? Bei Bupp bekommt man ja doch alles, was das Herz begehrt! Die verjweifelnden Böhmerwälder können ihren Hunger-Demonstrationen, marig auf Prag nicht unternehmen, weil sie keine Schuhe und keine Kleider haben — dafür hat aber Frau Direktor Huber oder Kohn ihren neuen Dreifschwanzmantel! Und der Herr Gemahl hält eine Reduzierung der Löhne „leiner“ Arbeiter ganz gewiß für notwendig — denn der armen Bourgeoisie geht vor der Krise der Atem aus.

Kein, da müßte man energisch dreinfahren! Da müßte den Besitzern erhöht, da müßte den falschen Steuereinkennnissen ein Riegel vorgeschoben, da müßte Luxussteuern eingeführt werden, die diesen Tänzern um das goldene Kalb das Bar- und Kumpfergüngen, das Bridgepiel, die Rassenhoffhündchenzucht, die Nobelautomobile, die Brillanten, Pelze, die Flüge an die Riviera oder nach Trouville doch etwas verkauern! Eine Art Dreiner-Steuern, wie sie dem Wiener Großbürgertum doch fühlbar ins Genick gefahren sind, täten bringen und angeht eines Winters, in dem arbeitslose Textilproleten und Glasmacher zwischen Erdäpfel, Lebensmittelforten und Verhungern um die Wette laufen, in dem zehntausende Kinder in überfüllten und ungeheizten Elendsstuben einem Tropfen Milch von Staats wegen entgegenzittern werden!

Aber so richtig es wohl ist, daß man der Besitzklasse, wie sie Herr und Dame in diesem Eisenbahnkuppe so ungehemmt repräsentieren, sofort und mit den Mitteln des bürgerlich-demokratischen Staates auf den Leib rücken müßte, so sehr gut wissen wir auch, daß die Unerträglichkeit des Gegensatzes letzten Endes auch mit diesen Mitteln nicht auszuräumen ist; daß es darum geht, diese Gesellschaft goldenen „Lohns“ auf der einen, blutigen Hobns für die andere Seite, radikal umzustürzen. Warum geschieht es noch nicht? Weil ein Großteil derer selbst, die mit Rußnieder dieses Umsturzes wären, ihn nicht wollen oder seine Notwendigkeit nicht begreifen.

Friedrich Kusterlich, der große Genosse, den man eben jetzt unter kühlen Rosen bettete, hat mit den letzten Jügen seiner gewaltigen Feder, die niemals anderem als der Wahrheit, der Freiheit und dem sozialistischen Ziel diente, daran gerührt, als er im Ueberchwang des Gefühls schrieb:

„Warum hängen also alle diese Menschen

(Nachdruck verboten.)

Pfeile aus dem Jenseits.

Von Hans-Herbert Varien.

Copyright Werner & Co., Berlin NW. 6.

Freddy trieb mit wuchtigen Schlägen das Boot in die See. Auf Sandbänken, die grau und schlammig aus der Tiefe aufschwanden, lagen einige Auerfällige Kibetos (Flussperde) und starrten uns erschrocken mit trüben Augen nach. Hier und da segelte auch einer jener kränichartigen Vogel über uns hin und warf seinen Schatten in die Tiefe des Sees.

Die Ufer verlaufen weit hinter uns. Als ich aus meiner Nüchtheit aufblickte, sah ich sie unendlich fern, und immer noch trieb Freddy das Boot weiter auf die Höhe des Sees. Und es war seltsam, aber es schien mir einmal, als ich aufblickte, daß die Angst aus Freddy's Jügen gewichen zu sein schien. Je weiter das Ufer hinter uns verlauf, desto weiter schienen auch die Klänge von ihm abzufallen.

„Dies Partie war ein guter Gedanke!“ sagte er mir, und mit der Krude fiel auch die Nüchtheit von mir ab. Ein silberner Fisch schnellte sich aus dem See. Wie ein silberner Stern irrte er einen Augenblick durch die Luft, dann fiel er. Als er aber anhielt in den See in unser Boot fiel, lachte Freddy laut:

„Welche Tölpel sein doch Fische... keines, dummes Fischchen... fallen direkt in unsere Flammen...“ Freddy braten werden keines Silberfischchen... mit Hirn noch dummer als Kluggerhirn...

Endlich schien Freddy die verdammte Geschichte mit den Pfeilen aus dem Jenseits vergessen zu haben.

Und immer noch trieben wir das Boot der Weite des Sees zu. Die Ufer waren nur noch dunfle Striche, die in weiter Ferne waren.

Ritten auf dem See war eine Sandbank. Hier war das Paradies von Hummern und Langusten. Freddy schrie vor Freude, als er noch eben einen wohl würstförmigen Bengel erwischte, der schleunigst rückwärts ins rettende Wasser entweichen wollte.

Freddy schrie mich an und schwante triumphierend die strampelnde Beute:

„D, Freddy laufen wie Teufel und erwischen diesen Kerl... was treffen Kerl bitten Fett, daß kaum noch können jappen... Freddy wie Teufel über ihn... Ja, Freddy sein verdammte schnell... nicht glauben wollen das diese Vieh... und nun ihn schwarzen Teufel erwischt und weißer Sahib ihn essen...“

Aber auf einmal unterbroch Freddy seinen Redeschwall. Er verstummte ganz plötzlich und sah mich erschrocken an. Dann kam plötzlich wieder jene gehegte Ausdruck in seine Augen. Der jener gehegte Ausdruck in seine Augen. Triumph, den fetten Kerl noch erwischt zu haben, sich als schneller Teufel bezeichnet. Eine sonst übliche Ausdrucksweise bei Freddy. Jepl aber hatte sein Reden vom Teufel ihn wieder an den Teufel erinnert, der ihn selbst heute noch holen mußte.

Es gibt keine Menschenpezies, die vergehlicher ist als die Keger. Freddy hatte, abgelenkt durch unsere Partie, sicher eine Zeit gar nicht mehr an seinen bevorstehenden Tod gedacht. Mein Gott, Freddy war ja noch fast ein Kind. Aber nun hatte er sich ja selbst daran wieder erinnert.

Alle Freude war aus seinem Gesicht ausgeblüht. Er warf die Kruste vorne ins Boot und kroch wieder auf seinen Platz. Seine Augen ließen über den Himmel, den See, die unendlich fernem Ufer, als müsse jeden Moment das Unglück über ihn hereinbrechen.

In seinen Armen war auf einmal eine solche Schwäche, daß er kaum die Ruder regieren konnte.

Ich wußte, es war vergeblich, auf Freddy einzureden. Eine unendliche Traurigkeit beschlich mich. Dies schwarze Kindergeicht sah auf einmal so verfallen aus, als habe der Tod es wirklich schon gezeichnet.

Ich sah Freddy's vergebliche Bemühungen, das Ruder zu regieren, und da eine leise Brise aufkam, die landeinwärts wehte, ließ ich das Ruder von Freddy aufspannen.

Wir segelten, von der leisen Brise getrieben, langsam, ganz langsam dem fernem Ufer zu. Nichts war nun uns als die unendliche Weite des Sees. Die Ufer wie keine Pasterliche in weiter, weiter Ferne. Ich fühlte die Einsamkeit und die Weite des Sees fast brängtigend um mich.

Freddy sah wie ein Häufchen Unglück unter dem Mattenregel. Wenn sein Auge mich traf, so war es wie ein wehes Wiederschmecken in ihnen.

Das konnte ich nicht mit ansehen. Ich ließ einen Kluch aus und erhob mich.

„Freddy, geh ans Steuer!“ Ich kletterte noch der Mitte des Bootes und machte mich über die Ruder her. Aber Freddy hatte das Steuer noch nicht erreicht, als ich ein feines Pfeifen in der Luft hörte. Es war ein ganz hoher, aber sehr feiner Ton. Dieser Ton strich direkt an meinem Ohr vorbei, und ich schlug danach, weil ich meinte, es sei ein Insekt.

Aber das, was ich sah, war furchtbar.

Freddy stand vor dem Steuer und wuchs in die Höhe. Seine Hände schienen in einer verkrampften Bewegung erfarrt und sahen am Halse. Aber lähe fielen sie abwärts, und nun sah es aus, als würde Freddy von irgendeiner unbekannten Kraft auseinandergezogen. Er streckte sich... er wuchs... Die Glieder, der ganze Körper dehnte sich, und eine ganz graunige Starre ließ über seinen Körper. Jedes Glied war vergrößert, aber verrent. In jeder Muskel sah ein furchtbarer Krampf zu haen.

der sie auseinander riß. Am verzerrtesten aber wurde das Gesicht, das zu einer grausamen, höllischen Frage sich verzerrte. Dies Gesicht konnte ich nicht! War diese furchtbare Gestalt noch Freddy? Diese furchtbare Teufelsfrage Freddy's Gesicht? Aber die Augen... das waren Freddy's Augen... jene demütigen, vom Schmerz und Angst jetzt wild zerrissenen Augen, die mit das Herz stochen machten...

Und ganz plötzlich schlug diese verzerrte Gestalt vornüber. Genau so steif, genau so verrent, genau so unbeweglich schlug sie vornüber, wie sie am Steuer gestanden hatte. Es war, als wenn eine Steinhaue umfiel. Das ganze Boot erzitterte und ich dachte, der Boden des Bootes sei durchgeschlagen.

Als ich neben Freddy stand, wagte ich ihn kaum zu berühren, so unbändig wirkte diese furchtbare Starre. Sein Körper war plötzlich hart wie Stein. Kein Glied ließ sich bewegen. Nur ein Hauch noch Leben in diesem versteinerten Körper... die Augen.

In diesen Augen sahen alle Kengste eines entsetzlichen Todes. Diese Augen schrien um Mitleid. Diese Augen schrien in Angst. Diese Augen bitteten um Hüfe...

Hüfe? Woher sollte auf diesem See Hüfe kommen? Ich war machtlos. Vielleicht in den nächsten Minuten selbst eine Beute dieses furchtbaren Todes.

Aber woher kam dieser Tod? Ich wußte herum... Nur der weite See, wohn ich blühte. Die Ufer unendlich fern. Hier und da ein springender Fisch. Ein Kranich segelte über unseren Häuptern. Gegen die Pflanzen schlangen leise fliegend die Wellen...

Woher kam der Tod? Da aber fielen meine Augen auf Freddy's Hals. Mitten im Halse, direkt unter der Gurgel, sah ein Pfeil. Nicht länger als der kleine Finger meiner linken Hand. Zwei, drei Tropfen Blut umperlten ihn.

(Fortsetzung folgt.)

nach an einer Ordnung, die ihnen alles schuldig bleibt, die ihren Kindern alle Aussicht verweigert? Es ist vielleicht doch nur die Latenzlosigkeit des Sozialismus, die uns dieses Beharren in einer Ordnung, die nur noch eine Unordnung ist, zu erklären vermag."

Wie begreiflich, daß selbst und gerade dieser tiefe marxistische Denker angesichts des Uebermuts der Bourgeoisie und in der brennenden Sehnsucht nach endlicher Austilgung des unerträglichen Gegensatzes mit dem Gefühl aufloderte gegen das, was der Zwang der Kunst uns heute noch muß ertragen lassen!

L. G.

Dank vom Haus Kramar.

Das „Pravo Sida“ verzeichnet in seiner gestrigen Folge die charakteristische Tatsache, daß die „Narodni Listy“ des Herrn Dr. Kramar den Tod des Genossen Kusterly mit jämmerlichen drei Zeilen der amtlichen Meldung berichteten, ohne auch nur ein Wort über den Kampf zu verlieren, den Kusterly gegen die österreichische Kriegsgerechtigkeit und für das Recht der Tschechen geführt hat.

Aber nicht nur die „Narodni Listy“ schweigen. Außer der sozialdemokratischen Presse und dem nationalsozialistischen „Cesta Slovo“ hat die gesamte tschechische Presse für den Mann, dem die Führer der tschechischen Revolution so viel zu danken haben, keine Silbe des Dankes übrig gelassen. Die Herren Agrarier, Nationaldemokraten und sonstigen tschechischen Bourgeois hätten ihrem nationalen Stolz etwas vergeben, wenn sie jugendlichen hätten, daß ein Deutscher, und ihrem Klassenstolz, wenn sie jugendlichen hätten, daß ein Sozialist jahrelang mit Einsatz seiner Persönlichkeit, seines Namens, seines Wissens und seiner Sprachgewalt für die Männer gekämpft hat, die inzwischen selbst zu Herrschenden geworden sind und sich lieber nicht der Grundzüge erinnern, die sie damals vertreten haben. Kramar, Rasin, Klossa und die vielen anderen Vorkämpfer des tschechischen Staates, die in den österreichischen Kerker saßen und von der Militärjustiz am Leben bedroht wurden, haben die Rettung vor dem Strick des Scharfrichters Lang zum guten Teil dem Manne zu danken, der ihnen als Sozialdemokrat, als ein „destruktives Element“ jetzt eines Nachhubs nicht wert erscheint. Kusterly's Kampf gegen die Kriegsgerechtigkeit ist eine seiner ganz großen, unvergänglichen Taten. Die Amnestierung der Tschechen und die bessere Behandlung, die ihnen seit 1917 zuteil wurde, wären nicht möglich gewesen, hätte nicht Kusterly der brutalen Gewaltjustiz die Karte der Gerechtigkeit vom Gesicht gerissen, hätte er nicht mit seinem profunden Wissen um Recht und Gesetz und mit seiner glänzenden Dialektik den Herrschenden wie den Völkern zum Bewußtsein gebracht, daß diese Justiz mit Recht nichts mehr zu tun hat.

Aber während die Herren Kramar aus Revolutionären zu Herrschenden geworden sind, jederzeit geneigt, gegen andere die Mittel anzuwenden, die einst an ihnen ausprobiert wurden, ist Kusterly ein Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit geblieben. Das können ihm die Herren nicht verzeihen. Der gegen Österreichs Kriegsmaschinerie gekämpft hat, ließ sich auch von den neuen Mächten keinen Dank vormachen, sondern hat die gesetzgebende Arbeit, die Rechtsprechung und die behördlichen Praktiken in den „Nachfolge Staaten“ des unseligen Österreich mit der schwarzen Waffe seines Geistes durchdrungen. Er hat es den Herren, die er aus den Kerker des Scharfrichters befreit hat, ohne Rücksicht ins Gesicht gesagt, daß sie um kein Haar besser seien als ihre Richter und Verwaltungsgelächter von gestern, er hat den Nationalismus, die Bürokratenwillkür, die Herrenallüren der ehemals fortschrittlichen Bourgeoisie so scharf gezeichnet wie einst das Regime Habsburgs, ihm konnte man nicht vormachen, daß die geänderten Embleme der Macht auch schon einen Systemwechsel bedeuteten, er hat unter Chauletten, Talsoren und Diplomatenfräcken den alten Corpus invidiae gesehen. Darum ward ihm der Dank vom Hause Kramar in Schweigen abgestattet. So mancher, der 1916 und 1917 unter den Herrschenden war, spielt heute den Republikaner und genießt neben den Vorzügen der höheren Rangsklassen auch das Ansehen eines staatsverhaltenden „Blasens“. Der Sozialist und reine Mensch, der damals zu den Unterdrückten und Verfolgten stand, hat seinen Dank. Uns freilich bleibt das stolze Bewußtsein, daß er ihn weder gesucht, noch seiner im Leben oder nach dem Tode bedurft hat!

Prozeß Major.

Freiburg, 9. Juli. Heute um 9 Uhr vormittag wurde die Verhandlung im Prozeß Major fortgesetzt. Nachträglich wurde der ärztliche Sachverständige über den Unstand verhört, ob Abg. Major mit dem Gendarmesäbel geschlagen wurde. Der ärztliche Sachverständige ließ diese Möglichkeit zu, bestätigte sie aber nicht. Weiter wurden Sachverständige über die Gendarmertelbe vernommen. Der Gerichtshof ging sodann zur Verlesung des Schriftmaterials über und unterbrach die Verhandlung um 11 Uhr vormittags, die morgen fortgesetzt werden wird.

Ministerpräsident Udrzal über die politische Situation.

Kein Beamtenkabinett, keine Kürzung der Beamtenegehälter.

Donnerstag nachmittags empfing Ministerpräsident Udrzal die Parlamentsjournalisten zu der zu Sessionssitzung üblichen Aussprache. Udrzal zog dabei eine Bilanz der Arbeiten der Koalition und meinte, daß sich die Tätigkeit der heutigen Koalition quantitativ und qualitativ mit jeder früheren Regierung messen könne. Die internationale politische und wirtschaftliche Situation lege uns aber die Verpflichtung auf, uns nicht zu überheben und keine fremden Medisamente anzunehmen, die vorzeitig ohne Prüfung von verschiedenen Seiten angeboten würden. Man werde davon nur jene verwenden, die unseren Bedürfnissen entsprechen.

Udrzal zieht aus der Tatsache, daß die Koalition aus acht Parteien mit 205 Abgeordneten bestehe, den Schluß, daß bei Reibungen zwischen den Bestrebungen eines so komplizierten Mechanismus auch Unterbrechungen in den Verhandlungen vorkommen könnten, wodurch sich das Arbeitstempo natürlich verlangsamt. Die Bemerkung, daß auch jede einzelne Partei die Resultate verschiedener individueller Meinungen, Ansichten und Temperamente sei, scheint wohl aus den letzten Vorträgen im eigenen Lager der Republikaner geschöpft zu sein.

Zur gerechten Lösung aller Aufgaben, die unter in Dürftigkeit haben, habe die heutige Koalition, auch wenn sich unvorhergesehene Schwierigkeiten andrängen, genug Zusammenhalt und schöpferische Kraft.

Daher seien die Gerüchte, als ob die parlamentarische Regierung durch eine Beamtenregierung ersetzt werden sollte, oder daß wir unmittelbar vor irgendwelchen grundlegenden Veränderungen in der Regierung stünden, erdichtet und tendenziös. Die heutige Situation nötige zu keinen solchen außerordentlichen Maßnahmen. Eine Beamtenregierung widerspreche dem Prinzip der parlamentarischen Regierung und sei immer ein Zeichen nicht nur der Raslosigkeit, sondern auch der Unfähigkeit, die Verantwortung zu tragen.

Die Regierung habe bisher auch die schwersten Proben bestanden. Er gebe aber zu, daß man erwägen könne, ob die Grundzüge der parlamentarischen Demokratie liberaler und in allem zweckmäßig und praktisch angewendet würden und ob nicht in dieser Richtung entscheidende Eingriffe nötig seien. Sicher sei es nicht ungemächlich zu überlegen, wie man eine kompaktere Mehrheit erzielen und so dauernd das Qualitätsniveau der gesetzgebenden Körperschaften heben könne.

In der Administrative

sei es nötig, alles zu beseitigen, was ihren Steno-

mischen, schnellen, einfachen und richtigen Gang aufhalte.

Unsere Beamtenschaft, die nicht fürchten müsse, daß sich an ihrer materiellen Stellung etwas zum Schlechteren wende,

sei dem Staat zu gewissenhaftesten und besten Leistungen verpflichtet. Ueber den Allen dürfe niemand auf die Kosten vergessen und damit auf den Zweck seines Dienstes an der Öffentlichkeit. Im Interesse des Staats sei es, weniger, dafür aber besser geschulte und besser bezahlte Beamte zu haben.

Hinsichtlich der Selbstverwaltung

werde man sich Änderungen der vor einigen Jahren getroffenen außerordentlichen Maßnahmen nicht verschließen können, soweit dies die erworbenene Erfahrung und das Interesse der Selbstverwaltungseinheiten erfordere. Der Weg zum wirtschaftlichen Gleichgewicht der Selbstverwaltung führe über die

Ausgabenstabilisierung und vernünftiges Sparen.

In schweren Zeiten sei weise Sparbarkeit die sicherste Einnahme. Die Regierung habe diesbezüglich den besten Willen und die feste Entschlossenheit, diesen Willen durchzuführen, auch wenn die außerordentliche Zeit sie zu außerordentlichen Maßnahmen nötige. Die Wirtschaftskrise werde sich auch im Budget für 1932 widerspiegeln und auch heuer schon zu

Sparmaßnahmen

zwingen. Die Finanzpolitik dürfe aber nicht in einen übertriebenen Formalismus ansarten, der mehr Schaden als Nutzen stiften würde. Sein Mittel dürfe nicht nur eine bequeme Vermehrung der Einnahmen, sondern müsse auch die Begrenzung der Ausgaben sein.

In Besprechung der heute auf der ganzen Welt erschütterten Moral erklärt Udrzal es für unbedingt nötig, unbarmherzig alles zu liquidieren, was krankhaft sei oder — wenn man eine Entscheidung suchen wolle — bis zu einem gewissen Maß mit den Anfängen jedes neuen Staatsgebildes zusammenhänge. Die Regierung werde energisch an die „moralische Sanierung“ herangehen. Wo jemandem ein Verschulden nachgewiesen werde, werde es auch unbarmherzig abgeteilt werden, ohne Rücksicht auf den Schuldigen. Wer unschuldig angeklagt werde, müsse aber volle Genugtuung erhalten.

Anschließend erklärte der Ministerpräsident dann, daß nicht alles auf einmal gebe; kritische Geduld sei daher notwendig, die aber nicht eine Lammgsamkeit sein dürfe. In erster Linie müsse man immer Befonnenheit, gesunde Kritik und den festen, kompromißlosen Entschluß zur ehrlichen Arbeit für das Staatswohl bewahren.

Mussolini kündigt das Konkordat?

Rom, 9. Juli. In dem Konflikt zwischen Italien und dem Vatikan ist nach dem „Messaggero“ die einzig mögliche Lösung die Kündigung des Konkordats durch die italienische Regierung. Damit geht das erwähnte römische Morgenblatt noch einen Schritt weiter als die gestrige Abendpresse, die bereits die Frage um den weiteren Bestand des Konkordats aufgeworfen hatte. Diese Lösung dränge sich, so schreibt das Blatt, immer mehr und mehr als die richtige an. Die Arbeit der katholischen Aktion sei politisch eingestellt und unbestreitbar gegen das faszistische Regime gerichtet. Was auch die Folgen einer Kündigung des Konkordats sein möge, der Faschismus fühle, daß er sie ruhigen Mutes vor Italien und der Welt an sich nehmen könne; er habe auch das Recht, die Verantwortung für dieses „unabwendbare Ereignis“ von sich abzulehnen.

Rom, 9. Juli. Der Generalsekretär der faszistischen Partei, Cerrati, hat an alle Untersekretäre folgendes Zirkularschreiben gerichtet: Nach Anweisung des Chefs der Regierung und Führers des Faschismus ist die gleichzeitige Zugehörigkeit zur faszistischen Partei und die Mitgliedschaft einer Organisation, die im Zusammenhang mit der katholischen Aktion steht, verboten.

Die nächste Aufgabe: Abrüstung.

Washington, 9. Juli. Unterstaatssekretär Castle hielt gestern abends eine Rundfunkansprache an das amerikanische Volk, in der er u. a. sagte: Die gegenwärtige Verschuldung der Regierungen ist nur eines der verschiedenen Hindernisse für die Hebung der Wohlfahrt der Völker. Die unproduktiven Rüstungsausgaben sind ein viel wichtigeres Hindernis. Zur Abrüstungskonferenz müssen alle mit dem festen Willen gehen, ihr zum Erfolg zu verhelfen.

Der Vorschlag des Präsidenten hat die Borsen geöffnet für eine Rückkehr der Wohlfahrt, die jeden Bürger und jedes Land berührt. Es ist unsere Aufgabe, diese Borse offen zu halten, damit den Landwirten, der Nation Erleichterung zu Teil werde, damit die Annahme des Handels bei einer Besserung der Bedingungen im Ausland folge und damit alle Arbeitslosen Beschäftigung finden. Wir fangen an zu verstehen, daß unsere Wohlfahrt von der Wohlfahrt unserer Nachbarn und nicht von ihrem Elend abhängt. Bei den verwickelten Beziehungen zwischen den

Nationen von heute muß der wirtschaftliche Zusammenbruch der einen weitreichende Folgen für alle anderen haben. Der Unterstaatssekretär wiederholte dann nochmals, daß der Präsident nicht beabsichtige, eine dauernde Revision der Schulden zu erwägen. Jede Andeutung einer solchen Maßnahme würde zweifellos den schärfsten Widerstand im Kongreß hervorrufen und könnte den ganzen Rooseveltplan zugrunde richten.

Deutschland braucht die nächste Young-Note nicht mehr zu zahlen.

Washington, 9. Juli. (Reuter.) Unterstaatssekretär Castle brachte die Meinung zum Ausdruck, daß befriedigende Maßnahmen ergriffen werden würden, daß die deutschen geschuldeten Zahlungen, die am kommenden Mittwoch fällig sind, bereits nachgeholt werden, um zu verhindern, daß das deutsche Volk in den falschen Verdacht komme, einen Zahlungstermin versäumt zu haben. Castle fügte hinzu: Während meiner Unterredungen mit den diplomatischen Vertretern der übrigen Nationen habe ich klar zum Ausdruck gebracht, daß die Vereinigten Staaten den Hoover-Plan im gegenwärtigen Augenblicke als moralisch in Gültigkeit getreten ansehen und daß am 17. Juli die auf diesen Tag fällige Ratenzahlung von Deutschland nicht mehr gefordert wird.

Stimson bei Mussolini.

Rom, 9. Juli. Der amerikanische Staatssekretär Stimson begab sich heute zum Palazzo Chigi, wo er von Außenminister Grandi empfangen wurde. Die Unterredung dauerte über eine Stunde. Grandi erwiderte später den Besuch. Am Nachmittag wurde Stimson von Mussolini empfangen. Heute abends findet in der amerikanischen Botschaft ein Diner statt, an dem auch Mussolini teilnimmt.

Der britische Steuerträger darf nicht draufzahlen.

London, 9. Juli. In Erwiderung auf eine Anfrage im Unterhause erklärte Snowden, die Regierung beabsichtige keineswegs, irgendwelcher Maßnahmen zur Durchführung des Vorkrieges Hoovers zuzustimmen, durch die sich eine Mehrbelastung der britischen Steuerzahler ergeben würde.

Ein fetter Grubenhund

ist der kommunistische „International“ zugefallen. Das Blatt der Linienkäufer bringt in der Nummer vom 9. Juli folgende aufsehenerregende Mitteilung:

„Gecburokratie rüftet Knüppelgardien gegen revolutionäre Arbeiter aus. — Die Gec hefert Ronturen und Gummiknüppel an die „Rote Wehr“ unentgeltlich.“

Was dadurch „bewiesen“ wird:

„In der letzten Zeit mehren sich die Nachrichten, daß die Gecburokratie die Ausrüstung der „Roten Wehr“ mit Uniformen und Gummiknüppeln durchführt. So wurde auf einem Grubenfest des Arbeiterrodachervereines in Reubaus von einem Sportler öffentlich in einer Rede berichtet, daß ihm und anderen Sportgenossen von einem Bundesvorstandsmitgliede des Arbeiterrodacherverbandes in Komotau mitgeteilt wurde,

daß für die Ausrüstung der dortigen „Roten Wehr“ der Sozialdemokraten die Gec 100 Ronturen und Gummiknüppel unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat.

Die Gecburokratie, die überall bestrebt ist, den Arbeitern die Genossenschaften zu entreißen und hundertmal schon gezeigt hat, daß sie zu dem rechten Flügel des sozialistischen Führertums gehört, würde die „Rote Wehr“ nicht ausrüsten, wenn sie diese nicht in den Dienst ihrer arbeiterselbstlichen Politik stellen könnte. Schon das ist ein Beweis, welchen Interessen die „Rote Wehr“ dient!

Um die kommunistische „Entscheidung“, die nichts anderes als eine niedliche Denunziation darstellt, ein für allemal abzurufen, sei mitgeteilt, daß die Komotauer „Rote Wehr“ ihre Windjacken tatsächlich von der Gec bezogen hat, aber selbstredend nicht unentgeltlich, sondern gegen Bezahlung.

Daß wir bei der Lieferung der genossenschaftliche Eigenproduktion berücksichtigen, kann nur Kommunisten in Erlösamen sein. Die Politbürokraten hätten solche Windjacken bestimmt von einem Großkapitalisten oder vielleicht von einem revolutionären Tischlermeister gekauft, aber dazu konnten wir uns nicht entschließen.

Das mit den Gummiknüppeln stimmt nicht ganz. Richtig ist vielmehr, daß unsere „Rote Wehr“ — auf Kosten der Gec natürlich — mit Maschinengewehren und Gasgranaten ausgerüstet wurde und demnächst noch mit richtigfahrenden Tanks und Flugzeugen versehen wird. Mit diesen Flugzeugen soll schon in den nächsten Wochen der Grubenhund, den die „Internationale“ in Kost und Logis genommen hat, bombardiert werden, damit die Beunruhigung durch ihn endlich aufhört.

Scharfer Gehaltsabbau bei der Kreditanstalt.

Höchstpensionen bis um 90 Prozent gekürzt.

Wien, 9. Juli. (AP.) Die Regierung hat heute dem Nationalrat ein strenges Kreditanstaltengesetz vorgelegt, welches die Dienstverhältnisse bei der Kreditanstalt neu regelt. Das Gesetz sieht ein Erlöschen der Sonderverträge für die leitenden Beamten mit 15. Juli dieses Jahres vor und setzt gleichzeitig die Höchstätze der Abfertigungen für die definitiv ausscheidenden Funktionäre mit 25.000 bis 100.000 Schilling fest. Die Dienstverhältnisse der auf Grund eines Kollektivvertrages oder der Dienstpragmatik angestellten Beamten werden für einmonatig kündbar erklärt. Der Leitung der Kreditanstalt steht es überlassen, mit den Organisationen dieser Angestellten Verhandlungen zu führen. Die Pensionen dieser Funktionäre und Beamten werden gekürzt, und zwar Beträge über 3000 Schilling um fünf Prozent und dann progressiv ansteigend bis zu neunzig Prozent, wobei die Pension auf keinen Fall 15.000 Schilling jährlich übersteigen darf. Die Abfertigungen der pragmatischen oder kollektivvertraglich angestellten Beamten werden um vierzig Prozent gekürzt. Wenn ein Funktionär auf Grund einer Delegation der Kreditanstalt im Verwaltungsrat einer Aktiengesellschaft Lantione bezieht, so ruht während dieser Zeit seine Pension.

Das Gesetz wird mit der Komwendigkeit begründet, die bestehenden Mißbräuche zu beseitigen und durch einen Abbau der Regien die notwendigen Voraussetzungen für eine gedeihliche Tätigkeit der rekonstruierten Kreditanstalt zu schaffen.

Die richtige Antwort!

Wien, 9. Juli. (AP.) Nachdem heute der Vorsteher der Genossenschaft der Wiener Gastwirte beim Stadtrate Bräuner wegen Abgabenerleichterungen vorgeprochen hat, richtete Bräuner an ihn ein Schreiben, worin er erklärt, daß die Gemeinde Wien nicht in der Lage sei, auch nur auf den kleinsten Bruchteil ihrer Einnahmen zu verzichten. Alle Forderungen mit Steuerstraf oder Verweigerung der Rechnungslegung könnten nicht den geringsten Eindruck machen. Die Nachmittel des Magistrats seien groß genug, um die Einhaltung eines geltenden Gesetzes zu erzwingen. Im übrigen sollten sich die Gastwirte, die zu den besitzenden Klassen gehören, hüten, das Beispiel der Rechtsprechung von Gesetzen zu geben, sonst wäre es nicht zu verwundern, wenn die Zehntausende von Arbeitslosen, die in bitterster Not leben, dazu verleitet werden könnten, auch ihresfalls die Gesetze vor allem die Gesetze zum Schutze des Eigentums, zu mißachten.

Tagesneuigkeiten

Während der Arbeit — verhungert!

Täglich liest man von Verpflegungsstellen Arbeitsloser, die Selbstmord verüben oder sich und ihre Angehörigen töten, nicht zu sprechen von Diebstählen, Veruntreuungen, Betrügereien, die aus Not und Verzweiflung begangen werden, durch Arbeitslosigkeit verursacht. Daß aber Menschen arbeiten, sogar angestrengt arbeiten und mitten in der Arbeit buchstäblich verhungern können, das ist, so schreibt die Zeitung des Bundes der Vertreter und Reisenden, eine Besonderheit, die nur im Vertreterberuf möglich ist.

Der Vertreter Sch. einer Proger Firma, der sich auf einer Geschäftsreise in Wäähren befand, wurde, von Hunger zerküsst und vollständig erschöpft, von der Straße aufgefunden und ins Krankenhaus geschafft. Sch. hatte drei Tage nichts gegessen und keine Schlaffelle finden können. In den Taschen hatte er nicht einen Heller.

Diese Notiz ging dieser Tage kritisch durch die ganze Tagespresse. Das tragische Geschick des Vertreters Sch. ist wohl kein alltägliches, aber es ist die verständliche Folge der furchtbaren Arbeitsverhältnisse, unter denen unser ganzer Beruf zu leiden hat: sie haben — es ist traurig, dies einzugesehen — Verschuldung, Not und Elend bis zum Selbstmord, aber auch Veruntreuung, Betrug und vielleicht noch manche andere Verbrechen im Gefolge.

Kein Arbeitsloser war es, der in den Straßen der großen Geschäftsstadt Brünn zusammenbrach. Er hatte Tage und Tage, vorher wohl Wochen und Jahre bemüht, sein trockenes tägliches Brot als Reisevertreter zu verdienen, war dem Morgen bis zum Abend von Geschäft zu Geschäft gegangen, um für seinen Chef Aufträge hereinzubringen, Kopie mit hungerndem Magen an hundert und hundert Türen — es wurden ihm überall Steine getriert, bis er in sengender Hitze kraftlos auf der Gasse zusammenbrach. Er arbeitete mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte und ist, mitten in der Arbeit fast, Hungers gestorben.

Der Chef in Prag hatte ihn hinausgeschickt auf die Tour. Vielleicht war es ein „anständiger“ Chef, der ihm die Fahrkosten bis Brünn „vorgestreckt“, dann aber ihn hatte stedenlassen, weil er keine Aufträge eingeschickt hatte; vielleicht hatte Sch. sogar einige Aufträge erhalten, konnte sie aber nicht nach Prag schicken, weil er die eine Krone für das Porto nicht mehr hatte; wir wissen es nicht. Das Provisions-system ist die schändliche Einrichtung, die letzten Endes dazu führt, daß Menschen auf offener Straße verrecken, das System, nach welchem fleißige Menschen für ihre Häuser intensiver arbeiten müssen, aber nur für ihre Erfolge bezahlt werden. Der Vertreter kann sich im Schwerte seines Angeichts für seinen Chef bemühen — wenn er kein Geschäft macht oder in der jetzigen Krise einen nur kleinen Umsatz erzielt, so erhält er gar keine oder eine so geringe Entlohnung, daß er auch bei dieser buchstäblich verhungert. Es kann aber auch geschehen, daß der Provisionsvertreter bei seinem Hause ein mehr oder weniger großes Guthaben besitzt; es ist aber noch nicht „fällig“, also ist er auch in diesem Falle der Not und dem Elend ausgesetzt. Das Haus gibt keine Vorschüsse, es verlangt und nimmt vielmehr solche vom Vertreter in Anspruch. Der Provisionsvertreter muß in der Regel auf eigene Kosten reisen, sich verpflegen, nächtigen und wenn er Geschäfte macht, darf er Geld erst erwarten, bis die Kundschaft die Rechnungen des „Arbeitsgebers“ bezahlt hat; inzwischen mag er mit seiner Familie darben... Und bricht er an der Straßenecke zusammen, dann gibt es für den Vertreter keine soziale Fürsorge, ist er doch „nicht an Weisungen seines Hauses gebunden, er mag arbeiten, wann, wie, wo, was er will“, er hat nur die nebenwärtliche Aufgabe, Geschäfte zu machen, also ist er „selbständiger Kaufmann“. Der Chef hat ihm nichts anzuschaffen, er hat auch dem Sch. nichts geschafft, er hat ihm auch nicht geschafft zu hungern, er hat ihm nicht geschafft zusammenzubringen: der gute Chef ist an der ganzen Geschichte schuldlos, er wollte ja nur dem armen Teufel die Möglichkeit geben, sich etwas zu verdienen — und wenn er keinen Erfolg in Brünn hatte, was kann dann der Chef in Prag dafür....?

Eine Frau — Generaldirektor des spanischen Gefängniswesens.

Die Widoletin Victoria Kent, die vor einem Jahr gemeinsam mit den bedeutendsten Verteidigern Spaniens vor dem Obersten Militärgerichtshof auftrat, um die Sache der Männer führen zu helfen, die als Unterzeichner des revolutionären Dezember-Manifestes unter Auflage des Hochverrats standen, ist zur obersten Leitung des gesamten Gefängniswesens der jungen Republik berufen worden.

In Spanien, wo die Emanzipation der Frauen noch sehr in den Anfängen steht, ist schon das Auftreten einer Frau, der ersten, die die Würde eines Advokaten erworben hatte, als Verteidigerin — und noch dazu in einem hochpolitischen Prozeß — als große Sensation empfunden worden.

Nun wurde sie vom sozialistischen Justizminister Fernando de los Rios in ihr Amt

Formen des Mädchenhandels.

Legale Verbrechen. — Die möglichen Rettungsmittel.

Die kürzlich in Warschau erfolgte aufsehenerregende Verhaftung mehrerer Mädchenhändler durch die Polizei lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf das Problem des Mädchenhandels.

Die Weltliga zur Bekämpfung des Mädchenhandels“ erklärt, es gibt einen Mädchenhandel und will damit ihre Existenzberechtigung beweisen, aber die Kriminalpolizei vieler Länder bestreitet das Vorhandensein dieser Verbrechen und die Strafregister dieser Länder zeigen leere Seiten. Beide haben recht und unrecht. In der ursprünglichen Form und Handhabung hat der Mädchenhandel aufgehört. Es werden kaum noch uneheliche Mädchen überhaupt über die Grenzen und nach Südamerika befördert, um sie der Prostitution in die Arme zu treiben. Sie werden nicht mehr chloroformiert und als reine leise Blumen in die Bordelle geschafft. Die ganze Sache spielt sich leichsam auf der Hinterterrasse, aber häufig schon recht formell geschäftlich ab.

Der große Irrtum.

Das Angebot ist durch Lust und Lusthunger zahlreicher junger Mädchen, die Rat über Schicksal sowieso zur Prostitution ertrotzt, groß genug, um mehr als genügend den Bedarf zu decken. Es wäre vollkommen irrig, wenn man annehmen würde, daß diesen Frauen ihre mögliche Bestimmung unbekannt wäre. Sie legen jedoch höhere Erwartungen in Rechnung, als sich in der Regel erfüllen. Sie hoffen drüben auf einen reichen Freund und landen doch nur im Bordell. Sie haben sich getäuscht. Viele bereuen diesen Irrtum eilig.

Hochzeitsreisen...

Der französische Meer (Zuhälter) heimatet unter Umständen auch ein Mädchen, nur um sie sicher über den Ocean zu bringen. Die hemmenden Märschvorschriften können dabei durch die Ehegrenze herabgesetzt werden. Auch die Frau später auf, so entsteht zwar geschäftlich ein Defizit, aber doch ein schwer detreibbares. Ist der Meer erst drüben im Lande angelangt, dann entledigt er sich unter Mißbilligung der anständigen Kompanie seiner „Beute“ wie einer Axt. Er verkauft sie einfach wie eine Ware.

Tänzerinnenschicksal.

Während es sich hier immerhin schon um Frauen handelt, die auf alle Fälle beabsichtigt hatten, aus ihrer Sexualität Geld zu ziehen, verhält es sich bei dem verschleierte Mädchenhandel, wie er insbesondere mit Jongirls und Artistinnen getrieben wird, deren man unter Vorspiegelung eingeführt. Es ist das erste öffentliche Amt, das in Spanien von einer Frau bekleidet wird. Fernando de los Rios betonte, daß mit diesem Akt Brescia geschlagen sei in den Wall von Hindernissen, die bisher der Betätigung der Frau im öffentlichen Leben im Wege stand.

Victoria Kent nahm die Ehreung als eine Anerkennung allseitig mißachteter Rechte entgegen. Sie sagte, die spanischen Frauen würden sich mit ihr dem Dienste der Republik weihen, der dieser Fortschritt zu danken sei. In kurzen Zügen entwickelte sie ihr Programm, das Leben in den spanischen Gefängnissen humaner zu gestalten, das geistige und kulturelle Niveau der Strafgefangenen zu heben, erzieherischen Einfluß auf das Gefängnispersonal auszuüben und die Strafanstalten einer härteren Kontrolle durch die Öffentlichkeit zu unterstellen, indem sie den Vertretern der Presse jederzeit freien Zutritt zu gewähren gedenkt.

Bei den Verhältnissen, die bisher in Spanien geherrscht haben, wollen diese Reformen immerhin schon etwas bedeuten, zumal ihre Durchführung in die Hände einer Frau gelegt ist, der der Ruf der Hochherzigkeit, Energie und Klugheit vorangeht.

Fünf Häftlinge auf der Flucht erschossen.

Sofia, 9. Juli. Im Gefängnis von Sliden begannen mehrere Häftlinge zu meutern und unternahmen einen gewagten Fluchtversuch, der jedoch demerzt wurde. Als die Flüchtenden den Holt-Ruf nicht beachteten, gab die Wache mehrere Schüsse ab, wobei fünf Häftlinge getötet wurden. Im Gefängnis herrscht wieder Ruhe.

Frohe Ferien, Herr Kubat! Der populärste Mann Böhmens, Landespräsident Kubat, läßt durch das tschechische Pressbüro vermelden:

Landespräsident Kubat hat am 9. Juli einen Erholungsurlaub angetreten. Während seiner Abwesenheit wird die Privatkorrespondenz nicht erledigt werden.

Unsere Urlaubswünsche, Herr Kubat, sind keineswegs ironisch, sondern durchaus ernst gemeint und wir hoffen zuversichtlich, daß Sie schon Wetter haben werden. Vielleicht kommen Sie nämlich, fern von Geschäften und vermutlich auch außerhalb des Bereiches Ihrer Gendarmen darauf, welchen unsterblichen Unfug Sie mit Ihrem berühmten Erlaß angerichtet haben. Schauen Sie: einen Namen haben Sie sich gemacht — der bleibt ewig frisch — also können Sie jetzt den Rückzug antreten. Wirklich böß ist Ihnen ja niemand, dazu haben die Weckerlöcher und Tramps einen viel zu gesunden, im gefährdeten oder nicht gefährdeten Beisammensein der Geschlechter erzeugten Frohsinn. Bewußt, Ihr Erlaß ist sehr vielen unangenehm geworden und eine Zeitslang war man recht wütend auf Sie. Jetzt aber überwiegt allmählich ein gutmütiges Lächeln — Sie haben

ihre Taten „Engagements“ nachschickt, wesentlich anders. Die neuesten Fälle von Schweden und Sofia bezeugen einigermassen die längst bekannte Gespinntheit, daß das engagierte Krisenpersonal zum unentgeltlichen Anmieren nach der Verfassung angewandt wird. Diese Anmierenstätigkeit grenzt immer noch an Prostitution und gibt selbst dann, wenn es nicht zum Lehen kommt, Anlaß zur moralischen Zermürbung der Persönlichkeit. Im übrigen wird durch einen dritten Justrom von Alkohol die Willensfreiheit allmählich doch so ausgeschaltet, daß der Rest der Anlauf der langen Strafe ist, an deren Ende das Freudenhaus steht. Niemand hat hier eigentlich „gehoben“ — der Markt ist frei, die Handlung liegt in der Luft. Nicht zur Prostitution wird das Mädchen gezwungen, aber doch zu einer Vorstufe, die nur scheinbar harmlos ist. Juristisch ist der Rest: Selbstbestimmung. Aber auch nur juristisch.

Indirekte Erpressung.

Es gibt auch eine Methode der indirekten Erpressung, die dazu angesetzt ist, das Mädchen, das unter allen Umständen fest bleiben will, gefügig zu machen. Dieses Mädchen hat zwar einen Kontakt mit vielen Pomagruppen, aber mehr noch steht zwischen den Zeilen. Wenn es nicht „verständlich“ und „gefällig“ ist, dann speert man ihm die Goggen, macht es hilflos, stellt es gemächlich in eine Falle. Dann läßt man den heimlichen Heberber als guten Freund auf die Kante los, er tritt als Helfer in der Not auf, sie hospitalisiert ihm gegenüber nicht aus Liebe, sondern aus Dankbarkeit und ist so, wo man sie haben wollte — oder im Bordell. Eine keine Erpressung, durchaus in legalem Rahmen. Die Situation ist für das Opfer noch weit schmerzlicher, wenn durch einen fingierten Diebstahl Garderobe, Koffer und Papiere gestohlen werden, was nicht allzu selten vorkommt. Sie finden sich erst wieder, wenn der Schritt auf die horizontale Wollagen ist. Konfolute und Gesandtschaften kommen meistens zu spät.

Auffklärung!

Aufklärung, sexuelle Erziehung und Charakterbildung sind die einzig wirklich durchgreifenden Hilfsmittel gegen den verschleierte Mädchenhandel. Es würde sich sicher bewähren, wenn man alle ins Ausland reichenden Mädchen vorher posteilsch über aufklärte, was die möglichen Verwicklungen eines solchen Engagements sind; man müßte auch die Verbrechermittel und die Abwehrmöglichkeiten bekannt geben. Ein Generalerlaß gibt es nicht, auch kein Generalgesetz.

es in der Hand, ein verständliches daraus zu machen. Und dann, in Freundschaft, Herr Kubat: viel Freude scheint Ihnen die Sache ja auch nicht zu machen! Solba mitlich müssen Sie der Öffentlichkeit melden, daß jetzt Ihre Privatkorrespondenz ein paar Wochen liegen bleibt — also nehmen Sie Reißaus vor Briefen, die sich persönlich — Sie nennen das „privat“ — an Sie wenden. Das muß wohl seit Monaten täglich ein ganzer Haufen sein! Und, nicht wahr, immer daselbe lesen, wird langweilig. Sie wollen endlich Ruhe haben von den Ehepaaren, von solchen, die es werden, und solchen, die es nicht werden wollen, — und deshalb empfinden Sie wohlwärtlich den Urlaub, indem Sie Ihre Privatkorrespondenz nicht erledigen wollen, doppelt als Erholung. Aber, lieber Herr Kubat, wenn Sie zurückkommen, müssen Sie das alles lesen — und die Erholung ist beim Teufel! Drum wäre es das Beste, wenn Sie die Briefe samt Ihrem Erlaß — nein, nicht etwa benutzten, sondern einer eigens zu schaffenden muscosen Abteilung übergeben. Jetzt, Herr Kubat, läßt das Publikum homerisch, wenn in einem Proger Kino Ihr Bild auf der Leinwand erscheint; wenn Sie aber unserem Rat folgen, dann garantieren wir Ihnen, daß Sie nach Ihrer Rückkehr überall, ob Sie nun persönlich oder nur im Bild erscheinen, mit herzlichem Applaus werden empfangen werden.

Die Ergebnisse des Bauförderungsgesetzes.

Das Fürsorgeministerium hat dieser Tage ein bis Ende Mai reichende Statistik über die Ergebnisse des Bauförderungsgesetzes erscheinen lassen. Danach wurden insgesamt 1599 Unterstärkungen zum Bau von Häusern erteilt, davon 466 zum Bau von Miethäusern und 1133 zum Bau von Familienhäusern. Auf diese Weise wurden 10.338 Wohnungen mit 21.213 Wohnräumen, 441 kleinen Betriebsstätten und 348 anderen Räumen errichtet. Bürgerschaft allein wurde für 104 Miet- und 750 Familienhäuser gewährt. Bürgerschaft kommt Beitrag für 32 Miet- und 383 Familienhäuser. Der gesamte Aufwand belief sich auf 611.352.071 K., die garantierten Darlehen auf 264.715.648 K., die Beiträge zu den Darlehen auf 312.250.472 Kronen und jährlich auf 7.492.449.75 K.

Rundflug über Europa. Eine Eskadrille von sechs französischen Erkundungsflugzeugen ist gestern um 9.15 Uhr unter Führung des Generals de Goyss zu einem Rundflug über Europa aufgestiegen. Die auf 10.000 Kilometer berechnete Flugstrecke führt über Brüssel, Amsterdam, Oslo, Stockholm, Helsingfors, Riga, Kowno, Warschau, Lemberg, Bukarest, Belgrad, Sofia, Konstantinopel, Athen, Brindisi, Rom, Zürich und Lyon nach Paris.

Verhaftung eines Mörders. Die Staatspolizei in Kaschau verhaftete den polnischen Staatsangehörigen, den 23jährigen Holzfaller Johann Elzowski wegen des Verdachtes, Mörder des Briefträgers der Post in

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen:
Samstag.

Prag: 11.30 Schallplatten. 12.25 Deutsche Sendung: Dr. Reza: Die Sonnenform. 19.00 Sabinetti mit Hindernissen. — Brünn: 12.30 Mittagskonzert. 18.25 Deutsche Sendung: Peterbere Lieder. — Wäähren-Ostrow: 11.30 Schallplatten. 12.25 Schallplatten. — Pilsen: 14.30 Nachmittagskonzert. 17.50 Nationen-Theater. — Berlin: 18.30 Robert Schumann. — München: 12.30 Volksmusik und Chorlieder. — Wien: 15.45 Mexikanische Musik. — Moskau: 19.20 Abendkonzert.

Staßin in der Ostlawakei Johann Cusakowski zu sein. Der Festgenommene hat später die Tat eingestanden. Er arbeitete in der Umgebung von Staßin und beobachtete, daß der Briefträger immer am Monatschluß größere Geldbeträge für die Gehälter an die Gendarmerie und Grenzwaache führte. Daher habe er ihn am 30. Juni durch einen Gewehrshuß niedergestreckt, als der Briefträger wieder mit Postsendungen fuhr. Der Mörder ist verheiratet und hat drei Kinder.

Rißglüdes Attentat auf den ägyptischen Parlamentspräsidenten. Aus Kairo wird gemeldet: Auf den Präsidenten des ägyptischen Parlaments, Tawfiq Ibaat, wurden vorgestern abends, als er in Begleitung seiner vier Töchter von einem Autoausstieg zurückkam, mehrere Schüsse abgegeben. Es wurde jedoch niemand verletzt. Die Täter sind unbekannt entkommen.

Bermühte Touristen. Nach Blättermeldungen aus Bonnevillie werden seit Dienstag vier Münchener Alpinisten in Chamonix vermisst, die den Montblanc besteigen wollten.

Im Militärverrats-Prozeß beim Divisionsgericht Pilsen begann gestern vormittag das Verhör der Zeugen. Es wurden benannt: der 23jährige Rechtsanwalt Josef Smer, der die Aussage verweigerte, weiter der 23jährige Förer der Gewerkschule Josef Ozoral, der der führende Geist der Bewegung war; der Zeuge Ewtozar Panik war ebenfalls Mitglied des Verbandes und wurde von Bogar zu seiner Tätigkeit verleiht.

Zur Notlandung des Postflugzeuges Kanking-Berlin meldet der Korrespondent des „Daily Telegraph“ in Schanghai: Infolge der politischen Unstimmigkeiten zwischen der Regierung der äußeren Mongolei und den Kanking-Behörden können diese nichts tun, um die Freilassung des deutschen Piloten und die Rückgabe des Flugzeuges zu erreichen. Die Beamten des hiesigen Flugplatzes sind sehr besorgt um das Schicksal der Flieger.

Bei einem Rettungsversuch ertrunken. Bei Regner nächst Budapest kippte am Donnerstag eine Barke, in der sich sieben Arbeiter der Budapester Wasserwerke befanden, durch den Sprung des einen Arbeiters in die Temon um. Vier der Arbeiter, die sich an der Barke festhielten, wurden von den in der Nähe befindlichen Röhren aus dem Wasser gezogen. Drei weitere Arbeiter konnten nur in bewußtlosem Zustande gerettet werden. Der Arbeiter, der, als er einem in Ertrinkungsgefahr befindlichen Kollegen zu Hilfe eilen wollte, durch seinen Sprung das Kentern der Barke herbeiführte, verstarb kurzlos in den Wellen.

Schwerer Unfall eines Feuerwehrautos. In der Nähe von Grodno (Polen) stürzte ein Feuerwehrauto, auf welchem eine Schmannschaft aus Grodno zu einem Brande fuhr, in einen Straßengraben. Drei Feuerwehrautos wurden sofort geüdet, während 15 weitere teils schwerere, teils leichtere Verletzungen erlitten. Der Unfall ereignete sich infolge eines Motorschadens.

Kleines Erlebnis.

Ja, Sonntag nachmittag — ein See am Walde — wandernde, rastende, lüdenbe, rudernde Menschen erschön für eine kurze Spanne sich, der Natur, der Freude.

Wir haben an dem einfachen Holzisch eines Waldrestaurants zu einer Erfrischung Was genommen. Den Weg entlang kommen vier junge Arbeiter, lesen sehr behäbig die Preisliste, legen sich ein wenig wägend, bestellen ein billiges kaltes Getränk. Sie trinken schweigend in langsamem Schlucken. Reizen den Kellner, um zu zahlen und halb weiterzugehen.

Der Kellner tritt zu ihnen anders als zu den anderen Gästen, kollegialer, kameradschaftlicher, verhalten. Seine, um für uns am lieblich gerodert, höflich, mit einer etwas heiseren Stimme fragt er: „Ihr seid wohl alle vier arbeitlos?“ Sie bejahen kurz, fast unwillig, daß man sie auch hier an den schweren Arbeit erinnert. Aber er hat nicht aus Feigheit gefragt. Er schaut ihnen die Wenige wieder hin, die ins Trinkglas, keinen Verdienst ermahnen. Mit einer wunderbaren Bewegung: ohne eine Spur andiger Güte, nicht mit ein Geistes, sondern ganz sachlich, ganz selbstverständlich.

Wir am Abendlich sind glücklich. Strahlt nicht die Ernte reichlicher, ist es nicht an diesen kühnen Arbeitern doch schöner, als es uns vorher schien? Mir ist es ein — leuchtendes Symbol: wir haben den arbeitenden Menschen gesehen in seiner höchsten Gestalt. Über alle Enttäuschungen und Zweifel der Zeit hebt uns in dieser Stunde, hebt uns auf lange die unerschütterliche Gewissheit, daß diesem Geist der Kameradschaftlichkeit der Sieg gefallen wird. („Arbeiter Volkszeitung“)

Gesunde weiße Zähne: Chlorodont Zahnpaste

Zahnpaste
Tabe K 2 - 4/1006

Brennende Bohrtürme. Im Petroleumgebiet von Bloesti geriet Mittwoch ein Bohrturm in Brand, von dem das Feuer auf zwei weitere Bohrtürme übergriff. Der Brand ging unter mächtigen Explosionen vor sich. Von fliegenden Trümmern wurden ein Arbeiterwohnhaus und drei Petroleumbehälter in Brand gesetzt, die unter gewaltigem Getöse in die Luft flogen. Brennende Petroleumströme nahmen ihren Weg talabwärts. In der benachbarten Ortschaft Teorteni wurden zur Warnung der Einwohner die Kirchenglocken geläutet. Mit großer Mühe gelang es, die Ortschaft vor einer Katastrophe zu bewahren. Der Umfang des Schadens wird auf zehn Millionen Lei beziffert.

Großfeuer. In Remünster (Schleswig-Holstein) wurden in der Mittwoch-Nacht mehrere Gebäude der Eisengießerei und Maschinenfabrik Robert durch Großfeuer eingeäschert. Beim Einstürzen der Feuerwehrtür nach Mitternacht brante das dreistöckige Modellager fast in ganzer Ausdehnung. Es konnte nicht verhindert werden, daß das Feuer auch auf ein zweites Modellager, auf die Modellwerkstatt und auf ein Holzlager übergriff und diese vollständig niederbrannte. Gegen 4 Uhr früh war das Feuer in der Gewalt der Wehren. Der Schaden ist sehr groß.

Ohne Wert.

Redakteur Lev vom Zentralorgan der russischen Sozialdemokratie „Pravda“ hat ein interessantes Buch über die Sahara geschrieben, dem die nachstehende Stizze entnommen ist. Die aut. Uebersetzung stammt von J. Reismann.

Du mein im Willen Allahs geborener Sohn — Mi Robir!

Guten Gruß von Deinem Vater Beni-Mi und Segen über Dein Haupt und alle Deine Schritte! Möge Dir der Allmächtige Allah beistehen!

Ich arbeite in der Cafe Salah, pflege Datteln und reife dann mit der Karawane nach der Cafe Laghouat, so daß sich der Mond noch sechsmal füllt, ehe ich unseren Kafi und Dein Haupt wiedersehen werde — möge Allah all seinen Segen über Dich ausschütten.

Und dies, mein Sohn, lege ich Dir hiermit ans Herz:

Die Stud, welche wir Be-ki nennen, führe auf die Cafe Tirina zum Bruder Jo-ki, der dort einen Handel mit Kamelhäuten treibt und einen Esel hält. Bitte ihn darum, die Stud beschreiben zu lassen.

Den Kaufsehl, der auf dem einen Auge blind und schon alt ist, nimm auch mit Dir, und wenn dort der Markt abgehalten wird, verführe es, ihn loszuschlagen. Du kannst für ihn soviel fordern, wie für einen jungen Kaufsehl, denn er ist stark.

Für das Geld, welches Du für für den Kaufsehl löst, laufe zwei neue Wasserlöscher beim Onkel Jo-ki und achte darauf, daß sie gut zusammengesetzt sind und nicht rinnen. Fülle sie zuerst mit Wasser und schlage einige Male mit der Faust darauf, um Dich davon zu überzeugen.

Die Palme, die hinter dem Kafi steht und schon verdorrt, bedarf der Pflege. Schneide darum die unteren Zweige ab, und um den Stamm herum grabe eine tiefe Rinne und gieße jeden Abend Wasser hinein.

Führe alles aus — wie ich es Dir mit diesem Briefe auftrage, und wenn Du irgend einen Rat brauchst, so wende Dich an den Onkel Jo-ki. Sechsmal muß sich der Mond noch runden ehe ich sehen werde, mein geliebter Sohn Mi-Robir, wie Du die Wünsche und Befehle Deines Vaters erfüllt hast.

Einen Gruß und Segen meinem Hause, der Wirtschaft und dem Vieh, damit sie Allah vor allem Ungemach bewahre!

Er sei gepriesen hierfür!

In der Cafe Salah
Allahs ergebener Sklave und Dein Vater
Beni-Mi.

Dies ist der Brief eines gebildeten Mozo-Biers.

Und an wen?

Aus dem Briefe geht hervor, daß er an den Sohn geschrieben ist.

Kawabi — und dies ist es ja eben!

Dies ist es eben, was von der absoluten Weltlosigkeit der Frau bei den die Wüste Sahara bewohnenden Stämmen beweist.

Neuer Sohn, an den der Brief gerichtet ist, ist nämlich erst drei Jahre alt.

Er läuft noch im Hemdchen um den Kafi herum, angewiesen auf die mütterliche Pflege, er kann noch nicht einmal die ursprünglichen Begriffe sammeln, er kann noch nicht ordentlich gehen und hält sich noch an dem Rod seiner Mutter fest, ist nicht ein Hindernis und ein Hemmnis — aber der Vater schreibt ihm, wie wir der Wirtschaft umgehen, mit dem Vieh, was nötig zu verkaufen und zu kaufen.

Er schreibt nicht seiner Frau — wenigstens diese auch die ganze Wirtschaft führt, sich bis zum Anfallern plagt, arbeitet und sich um alles

kümmert, damit ihr Gemüth und Gebieter, wenn er zurückkehrt, alles in Ordnung vorfindet. Er schreibt und erteilt seinem Sohne Befehle, obgleich er überzeugt ist, daß er keinen Brief nicht lesen kann und wird und seinem Wunsch gar nicht entsprechen kann.

Aber es ist der Sohn — es ist der Mann — und ihm gehört das Recht, nach seinem Willen mit der Wirtschaft, dem Familienvermögen umzugehen und über das ganze Haus zu herrschen.

Das Weib, die Mutter, nichts. Das dreijährige Kind — der Mann — alles!

Die erteilten Befehle vollzieht natürlich die Mutter — aber es wäre eine Erniedrigung für den Mann, wenn er seinen Sohn umgeben würde. Denn er ist und wird der Gebieter des Hauses sein und auch der Herr seiner Mutter. Diese muß sich dem Sohne unterordnen — dem Kinde. Der Mann schreibt — aber umgibt die Frau ganz und gar. Sie ist für ihn ohne Wert. Sie ist ein Gegenstand, der nicht einmal der Rede wert ist, nur die Arbeit ist von ihr erforderlich. Sie hat nur zu arbeiten.

Einem dreijährigen Kinde zu schreiben, ist kein seltener Fall. Es gibt noch andere Fälle, die von der Wertlosigkeit der Frau zeugen. Es wurde

mir erzählt, daß es mitunter vorkomme, daß der Mann seine Wünsche dem noch Ungeborenen schreibt oder mitteilt, dem erst im Schoße der Mutter werdenden, in der Annahme, daß es ein Sohn sein wird.

Vielleicht sind die jeharischen Stämme nicht bössartig, vielleicht haben sie sogar in ihrer Primitivität gegenüber der Verderbtheit ihre Vorgänger, aber ihre Anschauung über das Weib, eine rein orientalische Anschauung, ist ein Beweis dafür, was für ein Sklave die Frau noch auf der Welt ist.

Die französischen Rentier haben sich zwar bemüht, diese Anschauung zu ändern, weil sie ihre Befehle ganz und gar unfruchtbar — aber vergeblich. Sie mußten schließlich alles beim alten lassen.

Das Weib ist eine Skavin und hat nur dann einen Wert, wenn sie heiratet. Die Romanenstämme senden ihre Töchter in die jeharischen Lagen, damit sie sich dort durch Prostitution ihr Existenzgeld verdienen, ehe heiraten können und den Eltern nicht zur Last fallen. Die Skavinnen verkaufen ihre Frauen — im wahren Sinne des Wortes — und keineswegs teuer. Sie sind froh, wenn sie ihre Töchter loswerden.

Mord in Sarajevo.

Von Friedrich Oppenheimer.

Das Attentat auf Franz Ferdinand, das Signal zum Ausbruch des Weltkrieges, hat Friedrich Oppenheimer zum Inhalt eines höchst beachtenswerten Romans gemacht, der auf gewissenhaftem geschichtlichen Studien beruht und schriftstellerisch eine vorzügliche Leistung ist: „Sarajevo. Das Schicksal Europas.“ Phaidon-Verlag, Wien. Oppenheimer hat als Offizier eine Reihe von Jahren in Bosnien verbracht und hat dort ebenso die Wesenheit des jeharischen Volkes, wie die politischen und nationalen Verhältnisse des Landes kennen gelernt. Der Roman führt den Leser in die Kreise der serbischen Verschwörer, wie auch in jene der Konarthen, Generale und Diplomaten. Aus dem lebendig und lebhaft geschriebenen Bunde, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist, drücken wir nachstehend mit Erlaubnis des Verlages einen Teil des Schlüsselpunkts ab:

Jedes Laßt die Nachricht vom Anschlag den sonnenüberfluteten Kai entlang. Die Konarthenfreundschaften überdieten sich in Begrüßungsjubel. Man will beweisen. Will wettrischen. Knapp und eilig dankt der Erzherzog. Ungeduldig. Unverlezt ist er verlegt: Bomben im Blumenreigen.

Auch der Jubel, der ihn im Rathaus empfängt, vermag sein finsternes Gesicht nicht aufzuhellen.

Als der Bürgermeister mit der Ansprache beginnt, fällt ihm der Thronfolger durch ins Wort: „Da kommt man nach Sarajevo, um einen Besuch zu machen, und man wirft Bomben. Das ist empfindend.“

Halblaut kommen die Worte unter dem dicken Schnurrbart hervor, aber aus ihnen droht Erregung, Unruhe. Das Gesicht des mohammedanischen Bürgermeisters hat fast die rote des Fez auf seinem Kopfe. Verlegen linstert er an einer Hofsalte.

Dann hat sich der Erzherzog gefaßt:

„So, jetzt können Sie sprechen.“

Die im Befehlsston hingeknallte Aufforderung rüttelt den Besetzten auf. Begrüßungsworte und Beteuerungen überstürzen sich. — „allerhöchste Auszeichnung, dynastische Treue, landeskindliche Liebe...“ Im scharfen Sonnenlicht des Widwandenmorgens matten sie wie Hohn an, trotzdem der Bürgermeister der Partei der Bosaien angehört, verschworenden, ja lebenden Ton in der Stimme hat, draufendes Jivio die Rede immer wieder unterbricht.

Franz Ferdinand steht undweglich. Keine Günst ist versichert. Worte können daran nichts ändern: Bomben im Blumenreigen.

Jedes hat Mißtrau den Gefährten ein Zeichen gegeben: „In die Konditorei!“

Dort sitzt man in einem Winkel. Rauf an Rücken. Hülfert. Mißtrau denkt an Nacht, auch Grabes. Puschara verführt sie anzufassen: „Koch ist nicht alles verloren, es bleibt die Rückfahrt vom Rathaus!“

Princip, der bislang jubelte, saß nun Grabesich am Arm:

„Ich habe alles so kommen gesehen. Wir hätten Redefllo als letzten postieren müssen. Seine Fahrgelait hat nun diese verurteilte Lage gebracht. Grabesich, hab' ich nicht noch vorgelertn darüber gesprochen: eine Bombe dort man nicht wie ein Bullett schmeißen, ist ein Auto das Ziel?“

Grabesich nickt dumpf Zustimmung.

„Ja hätte das auch Redefllo gerne gesagt, aber der — der hätte dann zum Trost erst recht... Ah was,“ und er gibt sich einen Ruck. „Puschara hat recht: es bleibt noch die Rückfahrt; und wenn ihr glaubt, ich lasse ihn entkommen, so lert ihr. Zwei Bomben und ein Browning, das genügt.“

Die Verkäuferin verschwindet.

„Was nun?“ Puschara steht die Gefährten an. „Unbequem ist, daß die Frau im Wagen ist. Sie wird schwer zu schonen sein. Aber — was macht das — eine Schwabe gegen taulende Bosaiertinnen.“

„Was aber nun?“

„Jetzt muß jeder aus eigenem handeln.“ erklärt Princip, der seine Unsicherheit aufkommen lassen will. „Ich pflanze mich gegenüber der Laternenbrunn auf. Dort muß er vorüber.“

„Ich habe vorhin gehört, daß er durch die Stadt zurückfahren will“ flüstert Puschara, also über den Korso. Aber vielleicht ist ihm jetzt die Lust dazu vergangen.“

„Dann werde ich mich einige Schritte weiter ausstellen, wo der Korso beginnt. Einigen wird er mir nicht. Der Widwanden soll sein Lo—le Gij, was?“ ändert Princip den Satz, da ein Paar die Konditorei betritt.

Kon laut ein paar Bissen. Princip wirft einige Silbertröcken auf den Tisch. Gleitet aus dem Laden. Hint von der Straße Abschied.

Kon entfernen sich auch die übrigen.

Im Rathaus beendet jedoch der Bürgermeister die Ansprache. Franz Ferdinand antwortet. Kalt und förmlich. Dennoch löste die Rede Jubel aus. Besonders die sie beschließenden Worte in der Landessprache: „Ich entbiete meinen Gruß den Sarajevoern.“ umbröndert tobendes Jivio.

Franz Ferdinand bleibt ungeduldig. Niemand wird mit einer Ansprache ausgezeichnet. Dann umschließt ihn das Gefolge, indes die Herzogin in einem Nebensaal eine Deputation mohammedanischer Frauen empfängt.

Portiere bittet den Erzherzog, auf die Treppe durch die Stadt zu verzichten und sich in den Konal zu begeben. Die Truppen wären schon zurück, in kürzester Zeit könnten die Straßen für die Rückfahrt gesäubert sein. Franz Ferdinand schüttelte den Kopf. Als der Landeschef dringlicher wird, stampft er mit dem Fuß auf:

„Nein, ich will nicht, das Programm muß seinen Lauf nehmen!“

Er ergänzt es sogar: Ein Besuch des vermundeten Adjutanten im Militärspital wird eingeschoben.

Nur mit der Abänderung der Route ist er einverstanden: Die Rückfahrt soll, am Anschlag zu durchkreuzen, nicht über den Korso, sondern über den Appellai erfolgen.

Dann ist die Herzogin zurück. Franz Ferdinand beschwört sie, in den Konal zu fahren, und zu warten, bis der Trabel sich verlaufen härt. Sie ist den ihrem Entschluß nicht abdringen: „Wo da Hst, Franz, ist auch...“

Kon besteht die Wagen. Auf die Tritte des Autos stellen sich schützend Offiziere. Franz Ferdinand dudet es lächelnd:

„Wachen Sie keine Fazen!“

Voraus fährt der Bürgermeister. Sein Auto brigt programmgemäß in den Korso ein: Niemand hat ihn von der Abänderung verständigt: Nur Distanz gehalten vom Oberhaupt dieser Wöderstadt. Princip sieht das Vorausauto herankommen. Unterdrückt einen Jubelruf. Die Da: b in der Tasche, im Pistolenriff.

Dochrufe, Lächerlichkeiten: Franz Ferdinands Auto hiegt, dem Wagen des Bürgermeisters folgend, in den Korso. Portiere, der dem Thronfolgerpar gegenübersteht, merkt den Irrtum 1/3 Fahrers.

„Wir fahr'n ja falsch!“ Er ruppst ihn am Kermel. Der Chauffeur bröms. Der Wagen hält dicht vor Princip. Der reißt die Pistole heraus. Feuer. Stimol... poeimal.

Carretts lähmt die Anstehenden. Dann stürzt man sich auf ihn. Stochsied, bigels, Faustschläge. „Mörder, Schutt! Haut ihn in Stücke! Aufhängen!“ Man wirft ihn zu Boden, tritt ihn mit Füßen.

In Rückwärtsfahrt schiebt sich das Auto aus der Menge. Wendet, fährt dem Konal zu. Die Herzogin sinkt Franz Ferdinand in den Schoß. Der hält sich kampfhast aufrecht.

Dann fällt auch er zurück. Ein seiner Blutstrahl dricht aus seinem Wunde. Die Augen verblasen. Blutend, die Kleider zerfetzt, wird Princip weggeschlepp. Den blutbesudelten Kopf erhoben schreit er. Obwohl er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermag. Nicht die Wunden, Zweifel drönnen: Habe ich gut getroffen? Ist er tot?

Kon spelt ihn an:

„Mörder, Mörder, verfluchter Mörder!“ gellt es. Obwar noch keiner es wissen kann, daß das Auto zwei Weihen in den Konal führt.

Kleine Chronik

Amerikas Raushgiffverbrauch.

Jeder 60. Amerikaner genießt Gifte. — Wirtschaftlicher Ruin durch das Raushgiffkasser.

Obwohl immer wieder vor den entsetzlichen Wirkungen, die der Raushgiffgenuß verursacht, gewarnt wird, können doch viele Menschen, die sich einmal an den Genuß der gefährlichen Gifte gewöhnt haben, nicht mehr davon lassen. Viele gehen mit dem festen Vorsatz, sich von dem Laster frei zu machen, in Sonatorien und unterwerfen sich Entziehungskuren, bei denen ihre von Tag zu Tag das Giftquantum geschmälert und schließlich ganz entzogen wird, aber nur wenige bringen nacheinander wirklich die Energie auf, keine Raushgiffe mehr zu sich zu nehmen. Körperlicher und geistiger Verfall sind die unausbleiblichen Folgen.

Welche Ansammlungen in Amerika beim verbotenen Handel mit Raushgiffen verdient werden, wie viele Menschen durch den Raushgiffgenuß ihre körperlichen, geistigen und finanziellen Kräfte ruinieren, wie die schlechtesten Instinkte dadurch in ihnen geweckt werden, darüber veröffentlicht Dr. Sivovich in einem Aufsatz im „Popular Science Monthly“ interessante Einzelheiten.

Jeder schlaue Bürger der Vereinigten Staaten frönt dem Raushgiffgenuß. Das Gift, das alle diese Menschen verbrauchen, wird größtenteils nach Amerika eingeschmuggelt. In der ganzen Welt gibt es 34 Fabriken, die Raushgiffe herstellen. Die meisten sind in England, auch in der Schweiz, in Frankreich und Holland gibt es mehrere Fabriken. Diese Länder, die einen großen Nutzen aus der Raushgiffproduktion ziehen, sind es, die sich weigern, ein internationales Abkommen zu unterzeichnen, durch das man erst wirklich in die Lage käme, den ungeheuerlichen Handel mit Raushgiffen zu unterdrücken. Die geringen Quantitäten, die auf ärztliche Verordnung hin verabfolgt werden, spielen beim Handel mit Raushgiffen nur eine sehr untergeordnete Rolle und stellen einen ganz geringen Bruchteil der Gesamtproduktion dar. In den 34 Raushgiffabriken der Erde werden mehr als 1000 Tonnen Raushgiffe jährlich fabriziert, während der Gesamtbedarf der ganzen Welt, der gesetzlich erlaubt ist, nur 3 Tonnen ausmacht. Das überschüssige Mengenquantum der gefährlichen Gifte wandert durch allerlei unerfahrene Hände, die Umsammlen damit verdienen.

30 Gramm Morphium kosten beispielsweise beim Hersteller einen halben Dollar. Der Giftschächtige in Amerika, der sich dasselbe Quantum Gif, das durch Schmuggler in die Vereinigten Staaten gekommen ist, beschaffen will, muß 150 Dollars dafür zahlen.

Im Anfang genügt dem Giftschächtigen zur Erzielung der ersehnten Wirkung — gleich nach dem Genuß Beisehung und Beseitigung des Selbstgeföhls, dann ein stundenlanger Schlaf mit Träumen — ein Dundersehl Gramm, aber bald reicht das nicht mehr aus, mehr und mehr muß genommen werden. Nach einem halben Jahr muß das Quantum schon auf ein Zehntel Gramm gesteigert werden, wenn es wirken soll. Bei stündigen Genuß werden dann 0,5 bis 2 Gramm täglich erforderlich. Manche Giftschächtigen nehmen bis zu 15 Gramm Morphinum im Tag, eine Menge, von deren Gefährlichkeit man sich erst dann die richtige Vorstellung macht, wenn man sich vergewissert, daß sie genügen würde, um 500 Menschen, die sich nicht systematisch an den Giftgenuß gewöhnt haben, zu töten.

Aber weder die Gefahren für die Gesundheit noch die unerhört hohen Beschaffungskosten vermögen den Giftschächtigen von seinem Laster abgubalten. Der Durchschnittsmorphinist muß in den Vereinigten Staaten täglich 5 bis 7 Dollars allein für die geschmuggelten Gifmengen ausgeben. Da dieser Betrag nur für wenige auf die Dauer erschwinglich ist, so wundert man sich nicht zu hören, daß ein großer Prozentsatz der Vertrieben in den Vereinigten Staaten von Giftschächtigen, die sich dadurch das Geld für das Gift, ohne das sie nicht glauben leben zu können, beschaffen wollen. Martin Roberholz.

Sachlich. Ich beziehe ein Hotelzimmer in der Nähe des Hauptbahnhofes in Leipzig. Ich gann ja mal midgehn“, sagt die dicke Birin, „und Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“ Sie wuschelt mit voran zwei Treppen hoch, und schließt mir mein Zimmer auf. „Hier“, sagt sie, „das wärch.“ Ich beichtige den Raum und erkläre mich zufrieden. „Und wenn Sie mal misst“, sagt die Birin, „da geht Sie einfach den langen Gang hind; da istes Glas; Kullnoll schbedt dran.“ „Ist eine Klingel im Zimmer?“ frage ich. „Ja, da ist doch der Gnoop. Wennie da drauf drign, misde das Zimmermädchen kommen. Nur viel Zwegg hab das nich. Ershedens haben wir die nämlich gedru woin Anzuchd nauage-schmitta, und zwedens is die vrdammde Klingel noch nie gegangen.“

Genossen! Ihr müsst un-
ausgesetzt für
die Verbreitung unserer Zeitung agitieren.
Setzt euch überall für unsere Parteipresse
ein. In das Heim des Arbeiters gehört die
Arbeiterpresse. Darum, **agitiert**
Genossen u. Genossinnen **agitiert**

